

Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit 6 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr mit . 3 fl. — kr.

Für einen Monat mit . . . — fl. 45 kr.

Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns das verehrliche Lesepublicum darauf aufmerksam zu machen, daß für die französischen und englischen Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt 9 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr . . . 5 fl. — kr.

Für einen Monat . . . . 1 fl. — kr.

Für 1 Band per Tag . . . — fl. 3 kr.

Beide Abonnemente sind strenge geschieden und können sowohl im deutschen wie im französischen Abonnement nur die dahin gehörigen Bücher abgegeben werden.

Derjenige, der ein Buch auf irgendeine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Die Bibliothek ist Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen. Die übrige Zeit aber, so wie an [illegible] bleibt selbe geschlossen.

[illegible] bibliothek,

[illegible] 8.)

<36635362390010

Diana de Lys.

Von

Alexander Dumas.



Grimma und Leipzig,
Druck und Verlag des Verlags-Comptoirs.
1852.


Bayerische
Staatsbibliothek
München

Diana de Lys.



Gewiß ist dem Leser schon einmal im Leben eine jener von dem Bewußtsein ihrer Schönheit erfüllten Frauen begegnet, die in ihrem stolzen Selbstgefühle dem Bilde gleichen, das man sich von einer Königin zu machen gewohnt ist. Denn unsere Phantasie vervollständigt gern die Majestät des Ranges durch die Majestät der Schönheit. Wenn Frauen dieser Art in einen Salon treten, so ruft man unwillkürlich seinem Nachbar zu:

„Sehen Sie, welch' schönes Weib!" —

Der Nachbar, sehr oft nur ein gewöhnlicher Mensch, antwortet auch gewöhnlich:

„In der That, ein Kopf, des Studiums würdig."

Ein Kopf, des Studiums werth! Das heißt: eine griechische Nase, große lebendige Augen, ein regelmäßiges Profil, ein halbgeöffneter Mund mit gebogenen Lippen, weiße Zähne, ein Hals, schlank wie eine Marmorsäule;

alles Dies ruhig, kalt, unempfindlich, ohne Seele, ohne Leidenschaft, ohne Feuer, und wohl geeignet in Wahrheit zum Modell für eine Malerstudie in Collegien und Pensionsanstalten für junge Damen.

Der Leser hat außer einem solchen wunderschönen Antlitz gewiß einen eben so vollkommenen Körper zu bewundern Gelegenheit gehabt, und sich gesagt: Diese Frau ist schön, so schön, als nur ein Weib sein kann; woher kommt es, daß diese Schönheit mich kalt läßt, obschon sie offenbar allen Anforderungen an weibliche Schönheit entspricht?

Woran es ihr fehlt? ich will es Dir sagen: sie hat noch nie geliebt, noch nie geschmachtet. Warum hat das schöne Weib noch nicht geliebt? Weil die Schönheit Egoistin ist, sich selbst genügt, und empfängt und nicht zurückgibt; weil die vollkommen schöne Frau kein anderes Verlangen kennt, als das der Anerkennung ihrer Reize, und keinem Einzigen diese Schönheit zu eigen geben will, auf welche dieser eifersüchtig sein und sie den Blicken Anderer auszusetzen verhindern würde. Weil sie den Weihrauch der Bewunderung allem Andern vorzieht, welcher ihren Eintritt in ein Theater oder in einen Ballsaal begleitet; weil ihre stolze Haltung einem nähern vertraulichen Umgange entgegenstrebt, der sie zwänge,

von ihrer Höhe herabzusteigen, endlich, weil sie überhaupt nicht zu lieben versteht.

Die Marquise Diana de Lys, die Heldin dieser Erzählung, war eine dieser Frauen. In der Stunde, wo wir ihre Bekanntschaft machen, saß sie am Fenster eines schönen Zimmers des Hotels, welches sie auf dem Quai Voltaire inne hatte, ein Buch lag auf ihrem Schooße. Ihre Gedanken zu errathen, dürfte eine schwere Aufgabe sein, ihr selbst waren sie vielleicht nicht klar.

Es war in der Mitte Septembers, Abends 8 Uhr.

Die Marquise hatte sich eben in Betrachtungen versenkt, deren Gegenstand wir nicht kennen, als ein Bedienter die Thür des Zimmers öffnete und Madame Delaunay anmeldete.

Ihm folgte auf dem Fuße eine liebenswürdige Dame von dreißig Jahren, blond, mit braunen Augen, einer unendlichen Anmuth, mit einer einfachen Eleganz gekleidet, zu welcher eine Rente von zwölftausend Livres berechtigt, während ihre ganze Erscheinung den sanften Abglanz eines gleichmäßigen und behaglichen ehelichen Verhältnisses wiederspiegelt.

„Ach! Du bist es, Marcelline,“ sagte die Marquise zu der jungen Frau. „Wie schön ist es, daß Du zu mir kommst. Ich langweile mich entsetzlich!“

„Wo ist denn der Marquis?“ frug Madame Delaunay.

„Weiß ich es?“

„Du weißt es nicht, Diana? — Liebst Du Deinen Mann nicht?“

„Ich? Ja, ich liebe meinen Mann,“ sagte die Marquise mit einem Tone, welcher ihre Worte Lügen strafte.

„Ich bringe Dir hier etwas,“ sprach Marcelline, indem sie der Marquise einen Brief überreichte.

Die Marquise hielt einige Augenblicke das Papier, ohne es zu öffnen, in den Händen.

„Weißt Du, daß dieser Maximilian aus einer sehr alten Familie stammt,“ sagte sie, indem sie das Siegel mit eben solcher Gleichgiltigkeit erbrach, als wenn sie eine Note der Modehändlerin hätte schnell überblicken wollen. „Kennst Du ihn?“

„Nein.“

„Es ist ein lieber Mensch und macht mir schon seit Einem Jahre den Hof. Wir wollen sehen, was er schreibt.“

Die Marquise durchflog den Brief.

Während dieser Zeit hatte Marcelline das Buch von Dianens Schooße genommen, und blätterte darin.

„Er ist traurig, er ist unglücklich,“ sagte die Marquise, indem sie das Billet wieder zusammenfaltete.

„Warum?“

„Weil ich ihm auf seinen ersten Brief nicht geantwortet habe.“

„Und Du willst auf diesen antworten?“

„Es ist wohl nöthig. Er wünscht eine Unterredung mit mir.“

„Und Du willst sie ihm gestatten?“

„Ich langweile mich so sehr.“

„Aber denke, daß Du damit ein klares Unrecht begehst.“

„Ah! liebe Freundin, was die Welt verdammt, ist darum nicht immer ein Verbrechen. Wenn ich von einem Manne geliebt würde, wie Du von dem Deinigen, würde ich ein Unrecht begehen, indem ich das thue, was ich beabsichtige, aber mein Mann liebt mich nicht. Er hat sein Vermögen aufgezehrt und sein Herz abgestumpft. Er hat mich geheirathet, weil ich zwei Millionen Mitgift hatte, und mein Vater hat mich ihm gegeben, weil er einen berühmten Namen trägt. Meine Tage folgen sich aufeinander mit der Regelmäßigkeit einer Wanduhr. Ich besitze Alles, was Andere leidenschaftlich begehren, aber ich langweile mich bis zum Tode. Ich bin schön; was nützt mir aber diese Schönheit, wenn sie Niemand bewundert, wenn ich Niemand liebe!“

„Und zum ersten Versuch hast Du diesen jungen Menschen auserkoren, welcher Dir hier schreibt?“ frug Marcelline mit tugendhaftem Erstaunen.

Die Marquise nickte mit dem Kopfe.

„Und glaubst Du, daß er Dich liebt?“

„Wie sollte er nicht!“

„Bedenke, was Du thun willst,“ entgegnete Madame Delaunay.

„Wenn ich viel bedächte, würde ich es sicherlich nicht thun.“

Und Diana stand plötzlich auf, öffnete ein Schreibpult von Rosenholz und begann zu schreiben.

„Wenn es irgend eine schwierige Aufgabe gibt, so ist es die Abfassung eines solchen Briefes.“

„Warum?“ frug Marcelline mit der Naivetät, welche sie bei Besprechung eines solchen ihrem reinen Wesen unbegreiflichen Thema entwickelte.

„Weil, wenn man zu viel sagt, man sich blosstellt, und wenn man nicht genug sagt, man Gefahr läuft, nicht verstanden zu werden.“

„In der That, es ist schwierig,“ sagte Marcelline; „ich bin sehr glücklich, daß ich diese Schwierigkeiten nicht zu bekämpfen habe.“

„Das wird vielleicht noch kommen.“

„Gewiß nicht," entgegnete Madame Delaunay, und man fühlte, daß diese Verneinung aus dem Herzen kam.

Die Marquise nahm die Feder, und ihre Hand bewegte sich ziemlich rasch auf dem Papiere.

Während dieser Zeit betrachtete Marcelline, an's Fenster sich lehnend, die auf der Straße Vorübergehenden.

„Ich bin fertig," sagte endlich Diana, vom Schreibtisch sich erhebend.

„Darf man lesen?"

„Ja, Du magst mir sagen, ob es so recht ist."

„Sie beklagen sich über mein Schweigen," las die Marquise; „Sie sollten aber wohl einsehen, daß eine Frau auf einen ersten Brief nicht leicht antwortet, besonders wenn dieser Brief Dinge enthält, wie der Ihrige. Ich will glauben, daß Sie mich lieben, aber ungeachtet all des Vergnügens, welches Ihr Besuch mir verursachen würde, scheint es mir unmöglich, daß wir uns anderswo treffen könnten, als in meinem Hause, wo ich Ihnen jedoch eben so wenig die erbetene Audienz gestatten kann, indem meine Thür allen denen offen steht, welche anklopfen. Sollten Sie aber einen Ausweg finden, so werde ich Ihrem Verlangen gern nachkommen."

„Wie findest Du dies?" frug die Marquise.

„Ganz gut für das, was es sein soll."

„Nun, dann habe ich es nur zuzusiegeln.“

Diana siegelte den Brief und schrieb die Adresse, während Marcelline sich zum Fortgehen anschickte.

„Warum gehst Du schon?“

„Mein Mann erwartet mich.“

„Sieh, hierin liegt der ganze Unterschied Deiner und meiner Lage. Gehst Du aus, so erwartet Dich Dein Mann; ist mein Mann aber auswärts, so erwarte ich ihn nicht. Willst Du, daß ich anspannen lasse?“

„Nein, ich will zu Fuß gehen. Wann sehe ich Dich?“

„Morgen Abend. Es wird dann ohne Zweifel die Antwort angelangt sein.“

„Du hast wohl die Güte, den Brief durch einen Deiner Leute bestellen zu lassen?“

Marcelline nahm den Brief schweigend an sich und ging.

Die Marquise blieb einige Augenblicke an ihrem Fenster, klingelte sodann ihrer Kammerjungfer, nahm das Buch, in welchem sie zu lesen begonnen hatte, und ging in ihr Schlafzimmer zurück.

Sie besorgte ihre Nachttoilette und verriegelte ihre Thür.

Als sie allein war, näherte sie sich dem Spiegel,

lächelte stolz auf ihre Schönheit, setzte sodann den Leuchter auf einen Nachttisch, warf ihre Sammetpantoffeln von sich, sprang fröhlich in ihr Bett und begann zu lesen.

Anfangs waren ihre Augen fest auf das offene Buch gerichtet; aber sei es, daß das Buch nicht interessant genug war, sei es, daß ein fremder Gedanke sie beherrschte, sie wendete nicht eine Seite um, und bald verloren mit einem Male die Charaktere Gestalt und Bedeutung, und verwirrten sich in den Wogen ihres Blickes. Hierauf legte die Marquise ihr Köpfchen zurück und stützte ihn auf ihren Arm, weiß und rund, wie der Handgriff einer Alabasterurne, süße Träume bemächtigten sich ihrer Seele, und einige Augenblicke später fiel das Buch auf den Teppich, ohne daß sie es bemerkte.

Während dieser Zeit war Madame Delaunay bei sich zurückgekehrt, nachdem sie selbst den Brief ihrer Freundin auf die Post besorgt hatte

Madame Delaunay war mit Diana in Einer Pension erzogen, und unter beiden hatte sich jene Freundschaft der ersten Jugend erzeugt und bewahrt, welche die Welt ungeachtet ihrer wechselnden Gewohnheiten und Anforderungen nicht verschwinden läßt. So kam es denn, daß an dem Tage, wo die Marquise Briefe zu empfangen hatte, die des Schleiers des Geheimnisses bedurften, sie

zur zuverlässigen Freundschaft Marcellinens ihre Zuflucht nahm. Sie hatte ihr Anfangs gesagt, daß diese Briefe von einer Verwandten kämen, welche ihr Mann nicht liebte, dann aber hatte sie ihr endlich die Wahrheit gestanden, daß sie dem jungen Baron von Ternon die Erlaubniß gegeben, ihr schriftlich den Hof zu machen. War es bei dieser Gelegenheit das erste Mal, daß Madame Delaunay sich dazu verstand? Ja, und wir können eben so bestimmt versichern, daß die Marquise niemals an eine Andere sich gewendet hatte, und daß Maximilian der erste Mann war, dem sie erlaubte, ihr in solcher Weise zu schreiben.

„Die Marquise war also noch sehr jung!" werden die Skeptiker sagen.

Die Marquise war achtundzwanzig Jahre alt; sie war schön, reich, eine Brünette, ohne alle Beschäftigung, und verheirathet.

Ihr Vermögen rührte von ihrem Vater her, ihr Mangel an Selbstbeschäftigung von ihrer Erziehung, ihre Langweile von ihrer Verheirathung. Die Marquise hatte alle Annehmlichkeiten des Luxus genossen, alle Zerstreuungen der Welt, alle Vergnügungen, die man für Geld sich verschaffen kann.

Viele Männer hatten ihr den Hof gemacht, denn

ihr Mann schien sehr gleichgiltig gegen sie, und sie hatte Augen, welche gegen eine solche Gleichgiltigkeit mit aller Macht der Schönheit zu protestiren schienen. Aber wir wiederholen es, sei es aus Kälte des Herzens, sei es aus physischer Trägheit, die Marquise hatte noch Niemand erhört.

Wie kam es denn, daß sie Maximilian erhört hatte? War er denn ein so ausgezeichneter Mensch, oder fühlte sie sich zu ihm von einer unwiderstehlichen Liebe hingezogen? Nichts von alle dem. Die Marquise war, wie wir eben sagten, nur achtundzwanzig Jahre alt, und erschrak vor dem Gedanken, dreißig zu werden, ohne Jemand geliebt zu haben. Maximilian war also nicht der Gegenstand einer besondern überlegten Bevorzugung, er war nur bestimmt, eine Vergessenheitsstunde der Marquise wieder gut zu machen. Diana hatte in ihrer Umgebung einen Geliebten gesucht, und der Baron hatte sich unter allen ihren Anbetern als derjenige gezeigt, welcher die gewünschten Eigenschaften am besten in sich vereinigte.

Er war jung, sie konnte also glauben, daß er für Ideen schwärmte, und daß er sie liebte, wie man im Alter von zwanzig Jahren liebte; sie war schön, und fürchtete keine Nebenbuhlerinnen; endlich war er von einem Vater und einer Mutter überwacht, denen er wie ein Kind ge-

horchte. Sie setzte also seine Freiheit nicht mehr in Gefahr, als eben nöthig war. Diese Liebe konnte also eine recht angenehme Zerstreuung für sie sein, und die Marquise stellte es sich auch nicht anders vor.

Wie dem auch sei, Maximilian, welcher in den Salons mit Madame de Lys oft zusammengekommen war, hatte ihr den Hof mit jener zarten Schüchternheit gemacht, welche Frauen so wohl gefällt, und fand sich, obschon sie ihn scheinbar lächelnd angehört hatte, nicht entmuthigt. Das aufmunternde Stillschweigen folgte dem Lächeln, verstohlene Blicke der Gleichgiltigkeit, verdächtige Vertraulichkeit den verstohlenen Blicken, ja, endlich hatte die Marquise den jungen Mann errathen lassen, daß sie schriftlich Alles entgegennehmen würde, was er ihr nicht zu sagen wagte, und was sie nicht anhören durfte.

Hierauf hatte sie Madame Delaunay mit der Rolle, welche sie ihr bei dieser Intrigue zugedacht hatte, betraut. Denn sie wünschte das Verhältniß so geheim als möglich zu halten, und suchte deshalb auf jede Weise zu hindern, daß der Zufall, welcher nur Thorheiten begeht, einen Brief Maximilians in die Hände des Marquis überlieferte.

Madame Delaunay war weder reich noch Marquise, aber sie war, wie erwähnt, liebenswürdig und von ihrem

Manne geliebt, welchen sie von dieser geheimen Correspondenz in Kenntniß gesetzt hatte, und welcher, obschon er sich anfangs widersetzen wollte, doch endlich, seiner Gewohnheit gemäß, Allem beizustimmen, was seine Frau verlangte, eingewilligt hatte.

„Es ist eine gute Freundin von mir," sagte Marcelline zu ihrem Manne, indem sie von Dianen sprach; „sie ist unverständig, und wenn ich ihre Briefe nicht besorgte, so würde sie diese von einem Andern empfangen, welcher sie compromittiren könnte. Uebrigens sind Briefe etwas sehr Ungefährliches."

Wir haben nicht nöthig zu sagen, daß Maximilian mit Ungeduld die Antwort der Marquise erwartete. Er schlief die ganze Nacht nicht und stand zeitig am folgenden Morgen auf, wo er mit Wahrscheinlichkeit einen Brief von Dianen empfangen mußte.

Er ließ sein Pferd satteln und begab sich auf einen Spazierritt in den Wald, um seine Ungeduld zu beschwichtigen, ein nicht sehr befremdender Umstand, da Maximilian erst zwanzig Jahre alt war.

Um elf Uhr war er zurück, und da immer noch kein Brief angekommen war, befand er sich in einer ziemlich schlechten Laune.

„Ist man oben bei'm Frühstück?“ fragte er den Bedienten, welcher ihm öffnete.

„Nein, Herr Baron.“

„Ist mein Vater aufgestanden?“

„Seit Einer Stunde.“

Maximilian durchschritt das Vorzimmer und klopfte an eine Thür, welche sich der, durch welche er eingetreten war, gegenüber befand.

Es war die Thür, welche in's Zimmer seines Vaters führte.

„Herein,“ rief eine Stimme. „Guten Tag, Maximilian,“ sagte der Graf, ein langer Mann von ungefähr funfzig Jahren, trocken. „Woher kommst Du?“

„Aus dem Walde.“

„Hast Du dort Jemand getroffen?“

„Niemand.“

„Zu welcher Stunde hast Du Dich gestern Abend schlafen gelegt?“

„Um eilf Uhr.“

„Hast Du diesen Morgen schon Deine Mutter gesehen?“ fragte der Graf.

„Noch nicht.“

„So geh und begrüße sie.“

Die Unterhaltung zwischen Vater und Sohn war

kurz und einfach. Wenn Letzterer früh in das Zimmer seines Vaters ging, so gehorchte er mehr einer beschwerlichen Pflicht, als einem innern Drängen.

Die Gräfin war eine Frau von vierzig Jahren, groß, schmächtig, von aufrechter, stolzer Haltung, trocken, ein wahrer Reflex der Person des Grafen.

„Du warst schon ausgegangen?“ frug Madame von Ternon ihren Sohn, als sie seine Stiefeln mit Staub bedeckt sah. „Warst Du allein?“

„Nein, Mutter, Florentin folgte mir.“

„Wo warst Du?“

„Im Walde.“

„Zu welcher Stunde bist Du gestern Abend zurückgekehrt?“

„Um eilf Uhr.“

Man konnte dieses Gespräch für ein Echo der Fragen halten, welche der Graf seinem Sohne vorgelegt hatte.

Hierauf setzte man sich zum Frühstück, dann aber zog sich Jedes auf sein Zimmer zurück, und eben, als der Baron sich in das seinige begeben wollte, überreichte ihm der Hausverwalter einen Brief.

Er war von Diana.

Maximilian entsiegelte hastig den Brief und las

ihn in Einem Zuge, wie ein von der Hitze erschlaffter Mensch ein Glas Wasser in Einem Zuge austrinkt.

Der Inhalt des Briefes, welcher wohl einen Louis werth war, veranlaßte es denn auch, daß der Portier um zwanzig Franken reicher wieder herunter stieg.

Als Maximilian das Billet der Marquise gelesen und wieder gelesen hatte, sagte er bei sich, indem er sich auf sein Bett setzte:

„Offenbar nimmt sie eine Bestellung an. Aber sie will mich weder bei sich, noch bei mir, noch anderswo sehen; es ist nöthig, daß ich einen Ort ausfindig mache, wo sie nichts zu fürchten hat. In meinem Hotel geht es unmöglich, wegen der Spionerie der Bedienten; dort wäre es nothwendig, daß ich meinen Namen nenne, und mein Vater könnte es erfahren. Das Beste wäre, wenn einer meiner Freunde mir sein Zimmer liehe; aber alle meine Freunde sind neugierig und unbesonnen, die Einen immer mehr als die Andern.

„Jetzt," rief er plötzlich, „fällt mir etwas ein,"

Er kleidete sich in Eile an, stieg herab, sprang in ein Cabriolet und sagte zum Kutscher:

„Märtyrerstraße, Nr. 67."

Maximilian befand sich bald in der Straße Rivoli, und eine Viertelstunde nachher vor dem Hause, welches er

bezeichnet hatte, er durchschritt einen kleinen Garten, nachdem er dem Portier den Namen der Person, welche er besuchen wollte, genannt hatte, und klingelte an der Thür eines Malerateliers.

Er hörte Schritte, und ein junger Mensch von ungefähr 25 Jahren, mit einer Sammtweste und eleganten Pantalons bekleidet, öffnete ihm. Dieser junge Mensch war groß, hatte schwarze Augen und eben solches Haar, weiße Zähne, eine loyale, wohlwollende und distinguirte Miene.

In der einen Hand hielt er eine Palette und einen Malerstock, in der andern eine Cigarre.

„Du!" rief er, als er Maximilian sah.

„Ich selbst."

„Was Teufel willst Du hier?" frug der Maler Aubry, indem er die Thür schloß und seinen Freund in das Atelier führte.

„Ich will Dich um einen Dienst ersuchen."

„Sprich, lieber Freund, und setze Dich, wenn Du einen Stuhl frei findest."

Maximilian folgte seinem Freunde durch die enge Straße, welche die Gestelle und Gemälde aller Art und Größe in dem Atelier bildeten. Dieser Saal war eine Welt; es wäre ein Tag nöthig, um die Specialitäten

kennen zu lernen, welche wir nicht einmal anzuzeigen versuchen wollen. Man hätte, wenn man die Zeichnungen im Hintergrunde sah, die Coulissen eines großen Theaters zu sehen geglaubt. Schärpen und Kostüme waren auf Körben, Entwürfe von allen bekannten Künstlern an den Wänden, mitten unter den Wappen aller Länder aufgehangen. Halbkreisförmige Platten trugen Statuen und Gliedermänner.

Namen und Adressen von Modellen waren mit Kreide auf das Ofenrohr geschrieben, sowie auf das Mauerwerk von grauer Farbe; ein Piano war geöffnet und überdeckt von Zeichnungen, Albums und Musikalien.

Aubry setzte sich wieder vor das Gemälde, an welchem er gearbeitet, als der Baron eintrat, und dessen erster Farbenschmelz der ein wenig durch die großen Vorhänge verhüllten Sonne freundlich entgegenschimmerte.

„Störe ich Dich?“ frug Maximilian, und setzte sich auf einen breiten Divan, dem Fenster gegenüber.

„Keineswegs.“

„Ist Niemand hier?“ fuhr Maximilian fort, indem er den Hintergrund des Ateliers durchforschte.

„Niemand.“

„Darum handelt es sich.“

„Nun, was wünschest Du?“

Indem er dies sagte, setzte sich der Maler wieder an die Arbeit.

„Stelle Dir vor, daß es eine Person giebt," sagte Maximilian, „mit welcher ich sehr gern zusammen kommen möchte. Unglücklicherweise kann ich sie nicht bei sich sprechen oder sehen, und da ich dies auch nicht bei mir zu Hause kann, so bin ich in einer sehr schlimmen Lage."

„Diese Person ist eine Frau?"

„Natürlich."

„Aber hat sie Dir erlaubt, sie irgendwo zu treffen?"

„Freilich."

„Nun so mag sie doch zu Dir kommen."

„Nein, das ist wie gesagt auch nicht statthaft; mein Vater und meine Mutter sind mir zu sehr auf dem Nacken. Es ist mir ein Ort nöthig, wo weder der Eine noch der Andere der Interessenten bekannt ist."

„Miethe ein Zimmer in einem Hotel."

„Die Bedienten sind zu neugierig, und da diese Person der großen Welt angehört, ja der sehr vornehmen Welt, so will ich sie nicht compromittiren."

„Das ist recht, wie willst Du es aber denn machen?"

„Ich habe an Dich gedacht."

„An mich?"

„Ja."

„Dein Zimmer kann der Ort unsers Rendez-vous werden.“

„Wird sie hierher kommen?“

„Warum nicht?“

„In das abscheuliche Atelier eines schlechten Malers?“

„Warum nicht?“

„Sie liebt Dich also wohl?“ sagte Aubry lächelnd.

„Warum nicht?“

„Ich wiederhole es, mein Zimmer ist eine zu schlechte Liebeshütte.“

„Lieber Freund,“ sagte Maximilian, „Deine Hütte ist ein lieblicher Zufluchtsort, sehr abgelegen, sehr geheim, isolirt, kurz, eben so wie ich ihn brauche. Ich habe bei allen meinen Freunden gesucht und keinen gefunden, an den ich mich hätte wenden können, Dir allein habe ich den Vorzug gegeben.

„Aber das ist nicht Alles.“

„Was brauchst Du noch?“

„Die größte Verschwiegenheit ist nöthig, für den Fall, daß Du mit der fraglichen Person zusammentriffst, oder sie in Gesellschaft wieder findest; es ist nöthig, daß Du Dir den Anschein giebst, als kenntest Du sie nicht.“

„Sei ruhig. Aber erlaube mir eine Frage: Zu welcher Stunde will sie kommen?“

„Abends, denke ich."

„Sehr schön. Auf diese Art werde ich den ganzen Tag arbeiten können; und da ich alle Tage von 6 Uhr bis Mitternacht ausgehe, so wird das Zimmer frei sein."

„Es kann nicht besser passen! Verzeihst Du mir?"

„Was denn?"

„Daß ich Dich, einen alten Schulkameraden, nur an den Tagen aufsuche, wo ich Dich nöthig habe."

Aubry reichte Maximilian die Hand.

„Jetzt verstehen wir uns," sagte dieser. „Nun will ich Dich mit zu mir nehmen und Dich mit der Sache völlig bekannt machen."

Die zwei jungen Leute verließen das Atelier lachend und gingen in ein Zimmer, dessen Thür sich dem Piano gegenüber befand.

„Dies ist mein Schlafkabinet, daneben das Toilettenzimmer. Hieran stößt das Atelier, und das Vorzimmer kennst Du auch, das ist Alles. Hält sich Deine Schöne streng an Ordnung?"

„Bei sich, ohne Zweifel; aber hier wird sie sich nur wenig daran halten, glaube ich."

„Siehst Du, ein Künstler befindet sich nur in der Unordnung wohl. Das Erste, was ich thue, wenn ich ausgehe, ist, zu bitten, daß man nichts ordne. Du siehst

leicht ein, wie unangenehm und verdrießlich es für mich sein müßte, wenn mein Portier den Einfall hätte, meine Farben in Ordnung zu stellen, oder meine Zeichnungen und Entwürfe aufzuräumen. Morgens würde ich nicht mehr wissen, die Sache wiederzufinden, die ich nöthig habe, ohne den Schaden zu berechnen, den die Gegenstände durch solche Ordnungsliebe erleiden müssen. Also abgemacht, nur muß Alles in demselben Stande bleiben! Jetzt wollen wir einen andern Punkt besprechen."

„Welchen?"

„Ich begehre nicht die fragliche Person kennen zu lernen; wenn sie folglich Lust hätte, während des Tages zu kommen, so würdest Du die Güte haben, mir im Voraus ein Wort zu schreiben, und ich werde Euch dann das Zimmer frei lassen. Bist Du damit einverstanden?"

„Vollkommen."

„Das ist noch nicht Alles, Du wirst meiner unbekannten Besucherin empfehlen, keine weibliche Zierrath hier zurück zu lassen."

„Warum?"

„Weil, wenn diese durch eine andere Hand als die meinige gefunden würde, diese andere Hand mir die Augen ausreißen würde. Du wirst also über diesen Umstand sorgfältig wachen."

„Ja.“

„Nun, mein Lieber, von 6 Uhr bis Mitternacht kannst Du alle Abende diese Zimmer als Dein Eigenthum ansehen.“

„Aber wie kann ich den Schlüssel erhalten?“

„Das wirst Du gleich sehen.“

Paul verließ das Zimmer, und indem er vor seiner Thür stehen blieb, rief er mit aller Kraft seiner Lungen:

„Vater Fremy.“

„Hier,“ antwortete die Portierstimme.

„Kommen Sie, ich will mit Ihnen sprechen.“

„Hier bin ich, Herr Aubry.“

Der Maler ging in sein Atelier zurück, wo er seinen Freund, vor seinem Gemälde sitzend und es mit Interesse betrachtend, fand.

Im Vorbeigehen wollen wir erwähnen, daß Aubry ein Künstler von großem Talent war.

„Weißt Du, daß dies ein wunderschönes Gemälde ist,“ sagte Maximilian.

„Hm, es ist das wohl auch nur eine Art gleich jeder andern, Dich mir dankbar zu beweisen.“

„Keineswegs, ich spreche aufrichtig mit Dir. Bist Du mit den Erfolgen Deiner Kunst zufrieden?“

„O nein! Die Künstler haben jetzt nur Geschäfte

mit ihres Gleichen, Bürgern, Kunsthändlern und reichen Leuten. Die Künstler selbst kaufen keine Gemälde; die Bürger bezahlen sie nicht. Die Gemäldehändler drücken uns und machen uns bankerott, und die reichen Leute kaufen nur von Gemäldehändlern. Daraus folgt, daß Plutos fortwährend nicht der Gott der Künstler ist, am wenigsten der der Maler."

In diesem Augenblicke trat Fremy ein.

„Ah! Sie hier," sagte Aubry, nachdem der Portier eingetreten war. „Sehen Sie sich diesen Herrn genau an," indem er auf Maximilian zeigte.

„Dieser Herr wird bisweilen Gefallen daran finden, Abends hierher zu kommen. Sie werden ihm meinen Schlüssel geben, wenn er selbigen von Ihnen verlangt, und wenn er Ihnen aufträgt, meinen Schlüssel Jemand Anderm zu geben, so werden Sie ihn auch der Person geben, welche er Ihnen bezeichnen wird."

„Sehr wohl, mein Herr!"

„Wenn der Herr hier ist, werden Sie Niemand hier eintreten lassen."

„Sie können ganz ruhig sein."

„Ich will dieser Ordre die Bemerkung beifügen, Vater Fremy, daß, wenn Sie verschwiegen sind, Sie eine hübsche Anzahl von Stücken zu 100 Sous gewinnen

werden, und daß, wenn Sie blind, taub und stumm dazu sind, Stücke von 20 Franken den Erstern folgen dürften. Haben Sie verstanden?"

„Vollkommen."

„Für diesen Fall gehen Sie wieder zu Madame Fremy, welche wegen Ihnen vielleicht in Sorge ist. Jetzt, lieber Freund, hast Du nur geradewegs zu schreiben, daß Du gefunden hast, was Du brauchst, und Du kannst von heute Abend an kommen, wenn es Dir recht ist."

„Du bist der Retter meines Lebens," sagte Maximilian, indem er die Hand des Malers dankbar drückte; „und wenn ich Dir jemals mit etwas gefällig sein kann, so erinnere Dich, daß ich Dir einen Dienst schuldig bin. Ich verlasse Dich jetzt, um zu Mittag zu Hause zu sein."

„Immer noch unter Vormundschaft also?"

„Ach ja, mein Lieber; mein Vater und meine Mutter haben alle meine Schritte endlich bis dahin in den Kreis ihrer Aufsicht gezogen, daß sie alle Tage über das, was ich gethan habe, von mir Rechenschaft verlangen, und daß ich Ihnen die Rechenschaft gebe, welche sie von mir fordern."

„Doch heute wirst Du ihnen wohl nicht sagen, woher Du kommst?"

„Ja, nur werde ich ihnen nicht sagen, warum ich gekommen bin.“

Maximilian drückte zum letzten Male die Hand seines Freundes, und entzückt über den Erfolg seines Besuches begab er sich nach Hause und schrieb alsbald an die Marquise:

„Madame!

„Ich habe fleißig der Wahrsagerkunst obgelegen und es ist mir gelungen, in der Zukunft zu lesen. Nun, Folgendes wird sich morgen Abend in der Märtyrerstraße vor Nr. 67 ereignen.

„Es wird dort ein Mann sein, der Sie liebt und dem Sie erlaubt haben, Sie zu lieben. Dieser Mann wird von 8—9 Uhr dort lustwandeln. Ich habe nicht nöthig, Ihnen zu sagen, wen er erwartet. Nur das Eine mögen Sie wissen, daß er einen glücklichen Einfall gehabt hat und daß er sehr zu beklagen sein wird, wenn Sie keine Nachsicht mit ihm haben.“

Am frühen Morgen empfing Maximilian ein Billet folgenden Inhalts:

„Warten Sie von 8 bis 8¼ Uhr; hoffen Sie von 8¼ bis 8½ Uhr; verzweifeln Sie von 8½ bis 9 Uhr, denn wenn zu dieser Zeit Diejenige, welche Sie

erwarten, nicht gekommen ist, so ist es ihr unmöglich gewesen. Im Ganzen aber dürfte diese Unmöglichkeit nur schwer eintreten."

Maximilian legte die zwei Briefe der Marquise in sein Büreau, den Schlüssel dazu steckte er in seine Tasche; und als er einige Augenblicke nachher auf's Pferd stieg, war er offenbar der glücklichste Mensch von Paris.

Doch der Tag wollte nicht enden.

Um 7½ Uhr nahm Maximilian einen Wagen, und eine Viertelstunde später war er vor dem Hause Aubry's.

Um 8 Uhr 20 Minuten hielt ein Fiakre neben ihm, und eine verschleierte Dame stieg heraus.

„Wo führen Sie mich hin?" war das erste Wort dieser Dame.

„In dieses Haus."

„Zu wem?"

„Zu einem zuverlässigen Freunde."

„Einem zuverlässigen Freunde?"

„Rechnen Sie auf ihn."

„Werden wir ihn selbst antreffen?"

„Nein, er wird vor Mitternacht nicht wiederkommen."

„Nun, so wollen wir eintreten."

Maximilian klingelte hierauf und die Thür öffnete sich.

„Lassen Sie Ihren Schleier nieder und gehen Sie immer gerade fort," sagte Maximilian zu der Marquise.

„Bis wohin?" sagte sie.

„Bis hinter in den Garten," antwortete der Baron lachend.

„Was treibt Ihr Freund?"

„Er ist Maler."

Maximilian trat bei Vater Fremy ein, welcher, ohne ein Wort zu reden, dem Baron den Schlüssel und ein Wachslicht reichte.

Die Marquise war schon bis zur Thür des Ateliers gelangt.

Es giebt stets bei einem ersten Besuche dieser Art materielle Schwierigkeiten, die gewöhnlich vollständig bei dem zweiten wegfallen. Diese Schwierigkeiten existiren wohl mehr für den Mann als für die Frau, welche sich um keins der vorbereitenden Details zu kümmern hat. Auch Maximilian, welcher sehr bewegt war, wagte nichts zu sagen. Er öffnete schweigend die Thür seines Freundes, läßt Dianen eintreten und folgt ihr, indem er dafür besorgt ist, den Schlüssel abzuziehen und die Riegel vorzuschieben.

Im Atelier angekommen, blieb Diana stehen, ohne zu wissen, ob sie weiter gehen sollte, denn wie wir schon

früher gesagt haben, dieses Zimmer war ein wahrhaftes Labyrinth. Der Baron, welcher die Gegenstände besser kannte, begleitete sie bis an das Sopha, auf welchem sie sich niederließ, dann lüftete sie ihren Schleier und reichte Maximilian die Hand.

Dieser setzte das Wachslicht auf den Tisch, und zu den Knieen der Marquise sinkend, bedeckte er mit Küssen die weiße Hand, welche sie ihm überließ.

„Sie sind ein Engel,“ flüsterte er.

„Ein sehr unverständiger Engel, und überdies ein Engel, der sich nicht sehr bitten läßt,“ erwiederte sie und empfand das Bedürfniß, augenblicklich die Unterhaltung zu wechseln.

„Das ist also das Atelier Ihres Freundes,“ sagte sie.

„Ja.“

„Was zeichnet Ihr Freund, Landschaften, Begebenheiten aus der Geschichte, oder Portraits?“

„Wie Sie sehen, er wagt schon Alles und es gelingt ihm Alles wohl.“

„Wie heißt er?“

„Paul Aubry.“

„Ich kenne diesen Namen nicht. Haben Sie mit ihm von mir gesprochen?“

„Ja, es war nothwendig.“

„Sie haben mich genannt?“ sagte die Marquise erschrocken.

„O nein, er weiß nicht, wer Sie sind.“

„Und es ist nicht zu befürchten, daß er zurückkommt?“

„Seien Sie unbesorgt.“

Die Marquise blickte neugierig um sich, und von Zeit zu Zeit hefteten sich ihre Augen auf den jungen Mann, welcher zu ihren Füßen lag.

Die Conversation eines ersten Rendez-vous ist für beide Liebende etwas schwierig. Für die Dame insofern, als sie in dem Bewußtsein der Gefahr, welcher sie sich aussetzt, ihrem Schamgefühl noch das Verdienst eines Kämpfers geben will; für den Mann, welcher vollkommen überzeugt, daß die Bebende ihm nicht lange widerstehen wird, doch sein ganzes Zartgefühl und sein ganzes Talent zu Rathe ziehen muß, um seiner Geliebten eine so tiefe Neigung einzuflößen, daß sie unbewußt der Sünde verfällt und dies nicht eher gewahrt, als wenn es schon zu spät ist.

Das Wort wird hier zur Maske des Herzens; die Blicke allein und ein unwillkürliches Zittern der Stimme widersprechen den trivialen Phrasen, welche sich abwechseln und an denen der Gedanke keinen Theil hat.

Die Marquise konnte eine sehr natürliche Bewegung nicht unterdrücken, weil es das erste Mal war, daß sie sich zu einem solchen Schritte hatte hinreißen lassen. Sie empfand zwar keine Gewissensbisse, aber sie frug sich leise und voll Unruhe, ob denn dieser Genuß, wozu sie heute Abend den ersten Schritt that, ihr eine hinreichende Entschädigung für ihre Langeweile und wirkliche Zerstreuung gewähren würde. Auch verzögerte sie so sehr als möglich die Antwort auf diese Frage. Sie wußte wohl, wo sie wandelte, aber sie fand mehr Vergnügen darin, einem krummen Nebenwege zu folgen, als sogleich den graden Weg zu gehen, und obschon sie keineswegs daran dachte, sich zu vertheidigen, so hätte sie doch gern ihren Schritt ungeschehen gemacht.

Sie betrachtete den Mann, welcher sie zu lieben vorgab, indem sie die sehr einfache Betrachtung machte, daß er noch jung genug sei, um das, was er sagte, für Wahrheit nehmen zu können, daß er aber zugleich zu jung wäre, als daß diese Liebe von langer Dauer sein könne. Auch sah sie ein, daß früher oder später ein Bruch statt finden müsse, ein Bruch, dem eine neue Verbindung folgen würde, denn sie fühlte, daß man schwer auf einem solchen Wege stehen bleibt.

Kurz, sie war zwar erstaunt, sich an diesem Orte zu

finden, und frug sich, wie sie dahin gekommen wäre, aber wie alle Frauen, welche aus dem Kreise der Sitte und Tugend heraustreten, indem sie die Schranken derselben überspringen, wies sie alle diese Reflexionen weit von sich, welche zu machen es jetzt zu spät war.

Was Maximilian betraf, so hatte er sich von seinen Eindrücken noch weniger, als die Marquise Rechenschaft geben können. Er hatte keine große Frauenerfahrung, und es war das erste Mal, daß er ein Vergnügen mit einer Frau vom Range Diana's zu finden hoffte. Er empfand also eine Bewegung des Verlangens, des Stolzes und der Liebe, welche er für die reine Liebe in der ernstesten Bedeutung des Wortes nahm, und jedes Mal als sich seine Augen auf die Marquise hefteten, fühlte er das Blut seines Herzens nach dem Kopfe steigen.

Madame de Lys stand auf, und indem sie sich dem offenen Fenster näherte, von dem die Aussicht auf die Gärten ging, athmete sie die frische Luft in langen Zügen ein.

Maximilian näherte sich ihr. Die Nacht war herrlich und erfüllt mit Frühlingsdüften.

An diesem Abende, wie auch an andern Abenden, gingen viele Leute vor Nr. 67 der Märtyrerstraße vorüber, die einen herab-, die andern hinaufsteigend, die einen ihren

Geschäften nachgehend, Andere nach Vergnügungen haschend, diese so glücklich, jene traurig; es war genug Geräusch in der Straße, dies erinnerte jedoch Dianen und Maximilian nicht daran, daß die Zeit verging; ja, als sie sich nur seit einer halben Stunde in dem Zimmer des Malers glaubten, schlug es mit einem Male 11 Uhr.

„Eilf Uhr!“ rief Madame de Lys, indem sie ihr Haar aufwickelte, welches unbemerkt sich gelockert hatte.

Einige Augenblicke nachher sagte die Marquise, deren Wangen glühten, zu dem Baron, indem sie ihm einen offenen Schrank zeigte:

„Maximilian, nehmen Sie eine dieser Flaschen, und lassen Sie uns ein Glas auf die Gesundheit unsers Wirths trinken!“

Der junge Mann nahm eine Flasche Maderawein und füllte ein Glas, welches im Lichte wie ein heller Topas glänzte. Die Marquise trank daraus die Hälfte, und reichte das Glas dem Baron, welcher es leerte, indem er die Stelle suchte, wo die Lippen der Marquise geruht hatten, um die seinigen dort anzusetzen.

Dann betrachteten sie sich lächelnd.

Als er in das Atelier zurücktrat, ergriff Maximilian ein Stück Kreide, und schrieb an die Wand:

„Heute am 15. September 1845 um 11 Uhr

Abends tranken hier zwei glückliche Liebende auf das Wohl ihres Wirthes."

„Sind Sie damit einverstanden?" sagte der Baron zu Diana, „oder wollen Sie, daß ich nur schreibe: ein Glücklicher?"

„Lassen Sie stehen was Sie geschrieben haben," antwortete die Marquise, „und jetzt wollen wir gehen."

„Und wann werde ich Sie wiedersehen?"

„Sobald es möglich ist, werde ich Ihnen schreiben."

„Wird dies bald geschehen?"

„Rechnen Sie auf mich."

Mit der einen Hand hielt Maximilian die Thür, mit der andern drückte er den Kopf der Marquise an seine Brust.

Beide verließen das Zimmer.

Sie stieg in den Wagen, der sie erwartete, und hielt Maximilian, welcher sie begleiten wollte, zurück, indem sie die Befürchtung aussprach, daß man sie in dieser Zeit zusammentreffen möchte.

Der Baron bedeckte die Hände seiner Freundin mit Küssen, und der Wagen rollte hinweg.

Der Marquis war nach nicht zu Hause, als Diana zurückkam, denn er kehrte niemals vor in Elhr früh zurück.

Die Marquise war schön, und Maximilian nahm von diesem ersten Rendez-vous eine Erinnerung voll Entzücken mit sich.

„Endlich,“ wiederholte er von Zeit zu Zeit, „gehört sie mir an! Die Marquise, die schöne Diana de Lys, sie liebt mich!“

Und während er sich dies sagte, schien es Maximilian, als ob er um eine Armlänge größer würde, und als ob Niemand in der Welt jemals so glücklich als er gewesen war und sein könnte.

Wenn Jemand in diesem Augenblicke ihm gesagt hätte: „Einst werden Sie diese Frau nicht mehr lieben,“ so würde er sich über ihn wie über einen Narren lustig gemacht haben.

In seine Wohnung zurückgekehrt, versuchte Maximilian, nach der Gewohnheit der Liebenden, Dianen die Seligkeit zu schildern, welche ihn die wenigen Stunden hatten genießen lassen, die er mit ihr zugebracht. Aber so viele Gedanken wogten in ihm, daß er, nachdem er einige Phrasen, welche er trivial fand, geschrieben hatte, die drei oder vier Briefe zerriß, welche er angefangen, und sich begnügte, von dieser neuen Liebschaft zu träumen

Ihrerseits hatte sich die Marquise in ihr Zimmer

verschlossen, und es abgelehnt, daß ihr Kammermädchen sie entkleidete.

Nachdem sie sich gesetzt hatte, frug sie sich, ob sie wohl, wie sie fünf Stunden zuvor gehofft hatte, ein Mittel für ihre Langeweile gefunden habe?

Wenn in diesem Augenblicke der vertraute Genius der Marquise sich zu ihrem Ohre geneigt und ihr das einzige Wort zugeflüstert hätte:

„Und nun?“

so hätte sie ihm wahrscheinlich geantwortet:

„Nun, ich bereue es noch nicht, aber wenn ich diesen Morgen gewußt hätte, was ich heute Abend weiß, so würde ich vielleicht heute nicht ausgegangen sein.“

Als die Marquise früh erwachte, erinnerte sie sich nicht sogleich dessen, was sich am Abend ereignet hatte, aber nach einigen Augenblicken kehrte das volle Bewußtsein zurück, und sie sagte bei sich:

„Ich habe also einen Geliebten!“ und sich in dem Spiegel über ihrem Bett betrachtend, fuhr sie fort: „Es ist sonderbar, daß dieses Wort keine größere Rolle in meinem Leben spielt. Liebe ich denn etwa Maximilian nicht, und erschreckt denn dieses Wort nur, wenn man liebt?“

„Ja, ohne Zweifel, denn man zittert dann vor der

Möglichkeit, nicht geliebt zu werden, und es muß eine grausame Strafe sein, ohne Erwiederung zu lieben. Glücklicher Weise bin ich nicht in diesem Falle. Nach alle dem kommt die Liebe vielleicht nicht sogleich, und es ist möglich, daß ich einstens Maximilian noch liebe.

Aber in demselben Augenblicke schien Madame de Lys diese Möglichkeit abzuleugnen.

Hierauf klingelte sie ihrem Kammermädchen, und als diese gekommen war, sagte sie:

„Zu welcher Stunde ist mein Mann gestern zurückgekehrt?"

„Um Ein Uhr des Morgens."

„Ist er wach?"

„Ich will fragen, wenn Sie es wünschen."

„Laß ihn durch Joseph bitten, zu mir zu kommen, sobald er aufgestanden ist."

„Ja, Madame."

„Oeffne das Fenster."

Das Kammermädchen gehorchte, und die Marquise legte ihr liebliches Köpfchen auf die Seite.

„Ich bin sehr neugierig, meinen Mann diesen Morgen zu sehen," sagte sie zu sich, und von Zeit zu Zeit schwebte ein Lächeln auf ihren Lippen, der Reflex ge-

wisser bizarrer Gedanken, welche so oft ihren Geist durchkreuzten.

Eine halbe Stunde nachher klopfte man an der Thür der Marquise.

„Herein," sagte diese.

Der Marquis trat ein.

Der Marquis war ein Mann von ungefähr fünfundvierzig Jahren. Er hatte blonde Haare gehabt und verbarg sorgfältig die wenigen grauen, welche sich bereits zeigten. Seine Augen waren blau, sein Mund fein, geistreich und witzig. Er hatte eine aristokratische Nase und trug den Bart auf englische Manier. Er war ein Weltmann im ausgewähltesten Sinne des Wortes. Das Alter und das Leben, welches er bisher geführt hatte, hatten ihm einen gewissen Embonpoint gegeben. Er hatte viel Vermögen besessen, und man hätte dies nicht geahnt, wenn nicht aus der Eleganz seiner Sprache und dem Skepticismus seiner Theorieen.

Er war mehr geliebt worden als liebenswürdig, und aus diesem Leben, in welches er, glücklich für ihn, mit einem ausgezeichneten Magen, einem schönen Vermögen und einem großen Namen eingetreten war, war er siegreich hervorgegangen, denn er hatte seinen Namen ungeschmäht, seinen Magen kräftig erhalten, und nur sein

Vermögen hatte in dieser stürmischen Existenz Schiffbruch gelitten. Er hatte Geist, schöne Zähne, weiße und zarte Hände wie eine Frau, eine angeborene Eleganz, einen anerkannten Muth, kurz, er war einer von den Männern, welche sich verheirathen, um die Mittel zu erhalten, ihr Garçon-Leben fortzusetzen, und welche sich durch ihre Frau hintergehen lassen, sobald dies ohne großes Aufsehen geschieht.

Er wußte zwar, daß die Marquise ihn nicht hinterging, er wußte aber auch, daß sie für ihn keine enthusiastische Liebe hegte, und er gab mit ziemlich hinreichenden Gründen diese Treue der Indolenz seiner Frau Schuld.

Er hielt sich in dieser Ueberzeugung vollkommen berechtigt, nicht erkenntlich zu sein, und sie benutzte das Recht, ihm nicht mehr treu zu sein.

Es folgte aus diesem erworbenen Rechte die vollständige Freiheit Beider.

„Sie haben mich rufen lassen, Diana?" sagte der Marquis eintretend.

„Habe ich Sie gestört?"

„Keineswegs, und hätten Sie mich gestört, so würde ich mich darüber nicht beklagen."

„Kommen Sie denn und setzen Sie sich neben mich, Marquis."

„Was haben Sie heute, liebe Freundin, ich habe Sie niemals so gütig gesehen.“

„Ist dies ein Vorwurf?“

„Nein, im Gegentheil.“

„Was ist denn so Wunderbares darin zu finden, daß eine alte Frau einige Augenblicke mit ihrem Manne sprechen will?“

„Es ist in der That sehr einfach.“

„Besonders, wenn sie wie ich ihren Mann seit drei Tagen nur auf wenige Stunden gesehen hat.“

„Wünschen Sie, daß ich nicht mehr ausgehe?“

„Es würde ein zu großes Opfer sein, Marquis, und ich will von Ihnen nicht zu viel fordern.“

„Was wünschen Sie denn? Denn Sie müssen doch etwas von mir wollen?“

„Ich will Sie sehen, sage ich Ihnen, und nichts weiter, ich schwöre es.“

Und als wäre es in der That das einzige Verlangen gewesen, betrachtete Diana den Marquis mit Aufmerksamkeit und begann zu lächeln.

„Marquis,“ beeilte sie sich hinzuzufügen, als Herr de Lys sie nicht um die Bedeutung dieses Lächelns frug, „das Unerwartete interessirt mich, Sie wissen es, und

heute will ich, daß Sie Ihren heutigen ganzen Tag mir opfern; verlange ich zu viel?"

„Ich wünschte, daß Sie einen andern Tag wählten, denn heute ist es kein Opfer, das ich Ihnen damit bringe."

„Also heute wollen Sie mir ganz angehören?"

„Mit Leib und Seele."

„Bis morgen?"

„Bis morgen? wollen wir denn zum Ball gehen?"

„Nein."

„So werden wir zu Hause bleiben?"

Diana nickte.

„Wem verdanke ich diese ausgezeichnete Gunst?" sagte der Marquis, indem er die Hände seiner Frau drückte.

„Sie willigen also ein?"

„Von ganzem Herzen."

„Nun, Marquis, so gehen Sie, ich will mich ankleiden."

Der Marquis küßte die Hand seiner Frau und begab sich auf sein Zimmer zurück; er nahm ein Blatt Papier und schrieb:

„Liebes Kind!

„Ein unvorhergesehenes Ereigniß wird mich abhalten, Sie heute zu sehen, aber morgen früh werde ich Sie bestimmt überraschen."

Er unterzeichnete, siegelte den Brief und klingelte seinem Bedienten.

„Du wirst," sagte er zu diesem, „für diesen Abend eine Loge im Theater bestellen und das Billet zu der Adresse dieses Briefes, mit dem Briefe nämlich, wohl verstanden, tragen."

„Soll ich auf Antwort warten?"

„Nein."

Diana ihrerseits hatte geschrieben:

„Mein Freund!

„Es ist mir unmöglich, heute auszugehen, ich werde den ganzen Abend Gesellschaft bei mir haben. Ich habe nicht nöthig, Ihnen zu sagen, wo mein Herz und meine Gedanken weilen. Morgen vielleicht."

Die Marquise unterzeichnete nicht, versiegelte den Brief und schrieb einen zweiten, in welchen sie den ersten einschloß und welchen sie an Marcelline richtete, sie bittend, den inliegenden an seine Adresse gelangen zu lassen.

Hierauf gab sie das Billet ihrem Kammermädchen, indem sie ihm sagte, es sogleich zu Madame Delaunay zu besorgen.

Der Tag verging, wie Madame de Lys es wünschte. Um zwei Uhr bestiegen der Marquis und seine

Frau den Wagen und machten eine Spazierfahrt in den Wald.

Um sechs Uhr aßen sie zu Mittag, um acht Uhr waren sie in der Oper; um Mitternacht waren sie wieder zurück.

Den folgenden Tag Mittags kam Marcelline, um ihre Freundin zu besuchen, welche noch schlief.

Marcelline trat jedoch in das Zimmer Diana's ein, denn sie hatte das Recht, bei der Marquise zu jeder Stunde einzutreten.

Als sie die Thür öffnen hörte, erwachte Diana.

„Du bist es?“ sagte sie zu Madame Delaunay.

„Ja, Du Langschläferin!“ sagte diese, indem sie ihre Freundin umarmte.

„Warum Langschläferin?“

„Es ist Mittag!“

„Schon?“

„Du hast Dich wohl sehr spät schlafen gelegt?“

„Nein, ich habe geplaudert.“

„Mit wem?“

„Mit dem Marquis.“

„Ganz allein?“

„Ganz allein.“

„Ich verstehe das nicht ...“

„Was ist denn dabei so ungewöhnlich?"

„Du bist also gestern Abend nicht ausgegangen?"

„Nein."

„Du hast den Baron nicht gesehen?"

„Nein."

„Du bist also nicht allein ausgegangen?"

„Ich bin mit meinem Manne ausgegangen."

„Und ihr seid zusammen zurückgekehrt?"

„Ja."

„Und habt hier so lange geplaudert?"

„Bis vier Uhr früh," sagte die Marquise lachend. „Oh! der Marquis ist noch sehr geistreich."

„Hat er Dich um diese Unterredung gebeten?"

„Nein, ich ihn."

„Ach! das ist eine wirkliche Untreue, welche Du an dem Baron begangen hast."

Die Marquise antwortete Nichts.

„Du liebst also den Marquis?"

Die Marquise begann zu lächeln.

„Ich will sterben, wenn ich ein Wort von alle dem verstehe."

„Höre," sagte die Marquise, indem sie sich halb aufrichtete, „willst Du, daß ich offen gegen Dich bin?"

„Ja."

„Ich habe den vorgestrigen Abend mit dem Baron zugebracht, welcher zwanzig Jahre alt ist.“

„Schön.“

„Und den gestrigen Abend mit meinem Manne, welcher fünfundvierzig Jahre alt ist.

„Nun?“

„Nun, meine Liebe, ich ziehe meinen letzten Abend dem ersten vor.“

„Der Himmel erbarme sich!“ sagte Marcelline, indem sie sich langsam auf einen Stuhl setzte.

„Meine Liebe, ich habe es wohl überlegt,“ sagte Diana, „und es ist, wie ich Dir sagte.“

„Dann komme ich ungelegen.“

„Warum?“

„Weil ich Dir einen Brief des Barons bringe.“

„Gieb ihn geschwind her, im Gegentheil; es ist nun die rechte Zeit, sich zu entschädigen.“

Madame de Lys nahm den Brief, strich ihr Haar zurück und begann zu lesen.

„Was sagt er Dir?“ frug Marcelline.

„Daß er mich liebt.“

„Ist dies Alles?“

„Und daß er mich heute Abend zu sehen wünscht.“

„Und Du wirst gehen?“

„Ohne Zweifel."

„Nach dem, was Du mir soeben sagst?"

„Gewiß. Seitdem ich Maximilian kenne, gefällt mir mein Mann, nach dem Gesetze der Contraste. Um des Marquis willen, sehe ich den Baron wieder."

„Diana, willst Du, daß ich aufrichtig gegen Dich bin?"

„Sprich."

„Nun, ich habe Dich nie so gesehen, wie seit einigen Tagen, und Du scheinst mir jenen Kranken gleich, welche sich lange Zeit in ihrem Bette herumdrehen, bevor sie den Platz finden, welcher ihnen behagt. Ich bin überzeugt, daß nach vielem Zaudern Du ernsthaft lieben wirst."

„Dies wäre ein Unglück," sagte Diana lachend, „aber ich versichere Dich, daß es mich nicht wundern würde. Setze Dich, ich will an Maximilian schreiben."

Man wird uns ohne Zweifel sagen, daß wir einen Charakter schildern, der in der Wirklichkeit nicht existirt, daß wir die Unsittlichkeit durch das Bedürfniß nach Vergnügen beschönigen, und im schönen Gewande zeichnen, kurz, daß es keine Frauen wie die Marquise gibt.

Hierauf antworten wir, daß alle unthätigen Frauen das zu thun fähig sind, was Diana that.

Es gibt ein Sprichwort, welches heißt: „Müßiggang ist aller Laster Anfang.“

Von allen Sprichwörtern ist dies eins von denen, welche vollkommenen Grund haben.

In der That, wenn man mit physischer Unthätigkeit die moralische Trägheit verbindet, wenn eine Frau, die ihre Zeit nicht anzuwenden weiß, auch nicht weiß, wie sie ihr Herz beschäftigen soll, ist diese Frau, wie unsere Heldin, nicht der Gefahr ausgesetzt, Zerstreuungen in den Gefühlen zu suchen, welche ihr unbekannt geblieben sind?

Wenn sie um sich her Frauen sieht, die stolzer auf ihre Fehler, als andere auf ihre Tugenden sind; wenn sie die Welt diesen Frauen nicht allein verzeihen, sondern sie durch ihren Skepticismus und ihre lockere Moral sogar triumphiren sieht, ist es zu verwundern, daß sie dadurch angespornt wird, das Gute und das Böse kennen zu lernen, dessen Einflüssen schon die unschuldige Eva nicht hat widerstehen können?

Wenn eine Frau einen Mann wie den Marquis heirathet; wenn sie weder einen Vater besitzt, der über sie wacht, noch eine Mutter, um ihr zu rathen; wenn sie keine Kinder hat, wenn sie die unbeschränkteste Freiheit genießt, diese schlechteste Rathgeberin der Frauen; wenn sie alles Das erreicht hat, was sie gewünscht, und wenn

sie noch nicht dreißig Jahre alt ist, was will man, daß sie thun soll?

Daß sie sich dieser Neugierde entgegenstelle, die eine Folge ihrer Schönheit, ihrer Unthätigkeit und ihrer Jugend ist?

Bemerken Sie wohl, daß wir hier nicht von Frauen sprechen, welche sich plötzlich und unvorbereitet von Liebe für einen Andern, als ihren Mann, ergriffen fühlen, und welche endlich der Versuchung dieser Liebe unterliegen, welche sich um so mehr steigert, je öfter sie dieselbe unterdrückt haben. Diese Frauen brauchen nicht entschuldigt zu werden. Ihre Entschuldigung liegt in ihrer Liebe.

Diejenigen, von denen wir reden, sind solche, welche, wie die Marquise, aus Langeweile sündigen. Wenig kümmert sie der Mann, den sie lieben. Das, was ihnen noth thut, ist das Neue und Zerstreuende. Diese sind daher auch zahlreicher, als die Andern.

Es sind schöne Frauen, immer lächelnd, Frauen, für welche das Leben keine wirkliche Betrübniß, die Liebe keinen ernsten Verdruß, der Fehler keine Gewissensbisse hat. Sie sind es, welche Niemand lieben, Niemand hintergehen. Ihre Liebe ist vorübergehend und parfümirt wie die Blumen, leicht wie Gaze, durchsichtig wie der Krystall. Wenn sie weinen, so sind sie nervenkrank. Sind

sie traurig, so geschieht dies, weil sie allein sind; dann aber handeln sie gleich Berauschten, welche, wenn sie nicht mehr den Wein trinken können, den sie lieben, zu etwas Anderen greifen, weil die Trunkenheit ihnen zur Gewohnheit geworden, so daß sie lieber einen schlechten Wein, als gar nicht mehr trinken!

Diese Gattung von Frauen ist es, denen die Marquise bis jetzt angehörte; sie bilden vier Fünftel der Frauen, welche ihre Männer hintergehen, und wenn sie entschuldbar sind, so sind sie es nur in dem Sinne, daß sie nirgends eine Stütze und eine Zuflucht finden, und daß die Erziehung, die Religion und die Moral, welche bisweilen die Frau vor dem Schmerze oder der Leidenschaft schützen können, sie niemals vor den Einflüsterungen der Langweile bewahren.

Gott bewahre uns, jemals ein Buch gegen die Frauen zu schreiben. Wir halten sie eben so wenig für bösartig, als wir sie für vollkommen halten. Sie scheinen uns den Vögeln gleich, die wir in einen Käfig einsperren, und die uns jedesmal mit dem Schnabel stoßen, sobald wir sie ergreifen wollen, aber ihr Gesang ist so lieblich, ihr Gefieder so reizend, daß wir sie beweinen, wenn sie davon fliegen, ohne eingedenk zu sein, daß wir auf den Händen die Merkzeichen ihrer Bosheit tragen,

und ohne zu bedenken, daß ihr Entweichen eine Undankbarkeit sein würde, wenn sie nicht das unbesiegbare Verlangen nach Freiheit gehabt hätten, welches Gott allen seinen Geschöpfen gegeben hat.

So viel ist gewiß, daß die Marquise so war, wie wir sie beschrieben haben, und daß sie, nachdem sie ihre Liebeseindrücke so gewissenhaft, wie ein Kaufmann seine Kasse abschließt, liquidirt hatte, ein Deficit in ihren Hoffnungen vorfand.

Doch, wie sie schon Marcellinen gesagt hatte, sie wollte nicht unmittelbar mit dem Baron brechen. Maximilian war für sie nur ein Kind, aber dieses Kind konnte sie lieben, ein Bruch konnte ihm Kummer bereiten, und um keinen Preis wollte Diana Jemand einen Verdruß verursachen.

Die Besuche hatten also im Hause der Märtyrerstraße jeden dritten Tag ihren Fortgang.

Was Aubry anlangt, so fuhr er fort, unsichtbar zu bleiben.

Doch war der Baron am Tage zwei- oder dreimal auf Besuch zu ihm gekommen, um ihm zu danken, und er hatte unausgesetzt von dem Dienste Gebrauch gemacht, den ihm sein Freund gewährte, da er sah, daß dies in Nichts seine Geschäfte störte.

Nach fünf oder sechs Besuchen kam die Marquise mit dem Baron dahin überein, daß er sie jeden Abend bei seinem Freunde von acht bis neun Uhr erwarten solle, wo si· ihn treffen werde, wenn es ihr möglich sei, und daß für den Fall, wenn sie vor ihm einträfe, sie den Schlüssel bei Vater Frémy verlangen und den Baron im Atelier des Malers erwarten wolle, welches Zerstreuungen genug darbot, um dort eine Viertelstunde allein zu verweilen.

Während dieser Zeit hatte Aubry das Gemälde vollendet, welches er bei dem ersten Besuche Diana's begonnen.

„Es ist ein schönes Bild," sagte die Marquise, indem sie sich vor das Gemälde setzte. „Ihr Freund muß durch ein solches Talent viel gewinnen."

„Ich glaube nicht, er bringt damit wohl nur sein Leben durch."

„Armer Mensch! Ist er noch jung?"

„Er ist fünfundzwanzig Jahre alt."

„Wo haben Sie ihn kennen gelernt?"

„Er ist ein Schulkamerad von mir."

„Sahen Sie ihn oft?"

„Nein, ich habe mich seiner nur erst an dem Tage

erinnert, ich muß es gestehen, wo ich ihn um den Dienst ersuchte, dem ich so Herrliches verdanke."

„Wir müssen ihm bei'm Verkauf seines Gemäldes behilflich sein."

„Ich habe auch schon daran gedacht, aber Paul ist ein so eigener Mensch..."

„Wie so?"

„Aus dem Grunde, weil ich sein Schulkamerad und ihm verpflichtet bin, würde er sich sehr verletzt fühlen, wenn ich ihm ein Gemälde abkaufen wollte."

„Es gibt ein Mittel, daß er nichts davon erfahren soll."

„Und das wäre?..."

„Das Gemälde durch einen Andern kaufen zu lassen."

„Daran hatte ich nicht gedacht."

„Aber ich denke daran, und ich stehe dafür, daß Ihr Freund Glück machen soll. Er wird mehr Geld verdienen, und wir werden besser empfangen werden. Der Marquis ist ein großer Liebhaber und Kenner von Gemälden."

„Dieser arme Marquis."

„Beklagen Sie ihn nicht," konnte Diana nicht umhin, lächelnd zu erwidern, „da er herrliche Gemälde erhalten wird."

Und Madame Lys stand auf und betrachtete die andern an den Wänden hängenden oder aufgestellten Gemälde. Als sie sich überall umgesehen hatte, verließ sie das Atelier, zwei Stunden später als sie eingetreten war.

Diesen Abend kehrte Diana schon um 11 Uhr zurück, legte sich schlafen und schlief so sanft, als wäre ein reines Gewissen ihr Ruhekissen.

Es schien der Marquise mitten im Schlafe, als ob Jemand ihre jetzt wie immer verriegelte Thür aufzustoßen versuchte; sie öffnete die Augen und hörte die Fußtritte eines Mannes, welcher auf den Fußspitzen näher ging.

Dieser Mann war der Marquis. —

Die Marquise öffnete nicht, und, indem sie sich auf die Seite legte, schlief sie lächelnd wieder ein.

Den folgenden Tag, als sie sich in der Frühstücksstunde mit ihrem Manne zusammenfand, sagte sie:

„Mein Freund, ich habe einen Wunsch. Ich habe gestern bei einer meiner Freundinnen ein herrliches Gemälde eines jungen Malers, Namens Paul Aubry, gesehen; ich möchte gern auch ein solches haben.“

Nach zwei Stunden stiegen der Marquis und Diana in einen Wagen, und einige Augenblicke später traten sie bei einem Bilderhändler des Boulevard des Italiens ein,

bei dem Herr de Lys schon mehrere Einkäufe gemacht hatte. —

„Wir wünschten,“ sagte der Marquis, „ein Gemälde eines Malers, Namens Paul Aubry.“

„Ein talentvoller Mann,“ sagte der Gemäldehändler, „ein Maler von großer Geistestiefe, der wahrhafte Wunderschöpfungen auf die Leinwand zaubert, auch sind seine Arbeiten sehr gesucht.“

„Können Sie uns eins verschaffen?“

„Welchen Preis wollen Sie daran setzen?“

„Den Preis, den die Sache werth ist.“

„Paul Aubry verkauft nur sehr theuer.“

Die Marquise betrachtete den Gemäldehändler ernst.

„Sehr theuer?“ fragte sie.

„Ja, Madame.“

„Man hat mir jedoch versichert, daß dieser Mann wenig Glück mit seinen Gemälden hätte.“

„Sie kennen offenbar die Künstler nicht.“

„Uebrigens thut der Preis nichts zur Sache.“

„Wünscht der Herr Marquis, daß ich mich heute selbst diesem Geschäfte unterziehe?“

„Ja.“

„Dann begebe ich mich sofort, nachdem der Herr Marquis mich verlassen, zu unserm Maler.“

„Wir verlassen Sie, bringen Sie uns Antwort."

„Der Herr Marquis können auf mich rechnen."

Der Marquis empfahl sich.

„Meine Freundin," sagte der Gemäldehändler zu seiner Frau, „weißt Du, wo Paul Aubry wohnt?"

„Ich habe diesen Namen noch nicht nennen hören."

„Ich auch nicht."

„Suche in dem Adreßbuche nach."

Der Gemäldehändler blätterte und fand die Adresse unseres Freundes Paul.

„Märtyrerstraße 67," sagte er; „ich bin in einer Stunde wieder zurück."

Er umarmte seine Frau als guter Ehemann und ging fort.

Nach vier Stunden stellte sich der Gemäldehändler der Marquise, welche allein war, vor.

„Ich habe den jungen Mann gesehen," sagte er eintretend, indem er sich fortwährend weigerte, sich zu setzen, ungeachtet der Bitten Diana's.

„Haben Sie sich mit ihm verständigt?"

„Er arbeitet in diesem Augenblicke an einem Gemälde, welches ein wahres Kunstwerk ist und welches in einigen Tagen fertig sein wird."

„Wie theuer will er dieses Gemälde verkaufen?"

„Für 1000 Franken."

Die Marquise stand auf, öffnete ein Schubkästchen des Bureau's und gab dem Kaufmann einen Schein über 1000 Franken.

„Sie sagen, daß die Gemälde dieses Malers gesucht werden?"

„Ja, Madame."

„Nun, gehen Sie sogleich zu ihm und geben Sie ihm diesen Schein, damit der Kauf geschlossen ist und das Gemälde mir gehört. Wenn es fertig ist, werden Sie es einrahmen lassen und es mir zuschicken."

„Ich werde Ihrem Befehle streng nachkommen."

Der Kaufmann begab sich fort, ging zu einem Banquier, nahm für 200 Franken Gold, einen Schein von 500 Franken und für 300 Franken Silber, und eilte, indem er diese verschiedenen Sorten Geld abgesondert zu sich steckte, nach der Märtyrerstraße.

Er gab Paul Aubry den Schein und das Gold, und behielt die übrigen 300 Franken für sich.

Abends war Diana neugierig, zu sehen, ob die 1000 Franken eine Veränderung in dem Hause des Malers hervorgebracht hätten und begab sich, als ihr Mann ausgegangen war, in die Märtyrerstraße.

Es war 8 Uhr.

Maximilian war noch nicht anwesend.

Diana nahm den Schlüssel und das Licht des Vaters Fremy und wendete sich nach dem Atelier.

Es hatte sich dort nichts verändert, nur das Gemälde hatte seine Endschaft erreicht und lag da zum Abliefern bereit.

Die Marquise betrachtete es einige Zeit, dann vertrieb sie sich, da sie Maximilian sehnlichst erwartete und nicht wußte, was sie thun sollte, anstatt wie an den vorhergehenden Tagen mit der Besichtigung der Wände, die Langeweile mit Besichtigung der Zimmer-Gegenstände.

Paul Aubry, wir wissen es, liebte keine Ordnung im Zimmer und war weit entfernt, zu denken, daß zwei Liebende, denen er sein Zimmer lieh, von seinem Kassenbestande Einsicht nahmen oder seine Meubels einer Musterung unterwerfen würden.

Madame de Lys fand sich also veranlaßt, die Einrichtung des jungen Künstlers, dessen Erwerbsquellen einer Frau wie ihr vollständig unbekannt sein mußten, näher kennen zu lernen.

Nachdem Diana die Malercartons, welche Studien aller Art und verschiedene Entwürfe enthielten, besichtigt hätte, öffnete sie den Schubkasten eines großen Secretairs aus Eichenholz, und fand dort, mitten unter Cigarren,

Pfeifen und andern Kleinigkeiten funfzehn Louisd'or, welche von den 50 Stück, welche der Kaufmann Paul hatte überbringen sollen, ihm übrig geblieben waren.

„700 Franken seit diesem Morgen ausgegeben," dachte die Marquise. „Unser Wirth ist entschieden ein Verschwender."

Diana schob den Schubkasten wieder zu und sah sich weiter im Zimmer um, wobei sie zwei Portraits entdeckte. Es war das Portrait eines Greises und das einer alten Frau. Alle beide hatten ein angenehmes, wohlwollendes Aussehen und trugen das Costüm der Landleute.

„Sein Vater und seine Mutter, ohne Zweifel," dachte die junge Frau und setzte sich nieder.

Aber nach zehn Minuten blickte sie von Neuem im Atelier umher und ging sogar bis an die Thür, um zu sehen, ob Maximilian noch nicht käme; aber es war Niemand auf der Treppe.

Als sie zurückkam, fand Madame de Lys einen Brief auf der Erde, sie hob ihn auf; dieser Brief war an Paul Aubry adressirt.

Sie öffnete ihn mechanisch. Der Brief enthielt Folgendes:

„Mein Herr!

„Ich habe die Ehre, Ihnen mitzutheilen, daß Herr Durand ein Erkenntniß eröffnet erhalten hat, und daß, wenn Sie nicht heute Ihre Schuld an ihn bezahlen werden, ich gezwungen bin, gegen Sie weiter zu operiren. Ersparen Sie sich weitere Unannehmlichkeiten, und empfangen Sie die Versicherung meiner Hochachtung."

Hierauf folgte die Unterzeichnung des Huissiers.

„Armer junger Mann!" dachte die Marquise; „die 1000 Franken werden recht gelegen gekommen sein, und er wird diesen Menschen haben bezahlen können."

Und Diana versuchte das Billet, welches sie eben gelesen hatte, in einem Winkel zu verbergen. Denn wenn sie es wieder zur Erde hätte fallen lassen, so hätte Paul gewußt, daß sie es gelesen hatte.

Sie bemerkte einen Rock, welchen der Maler auf einen Stuhl geworfen hatte, und woraus dieses Billet wahrscheinlich gefallen war.

Sie steckte ihn in die Tasche dieses Rockes; aber während sie dies that, fühlte sie andere Papiere und eine Brieftasche.

Die Marquise lauschte, ob Jemand käme, und als

sie nichts hörte, öffnete sie die Brieftasche, welche ungefähr ein Dutzend Briefe und ein Frauenportrait enthielt.

„Das ist wahrscheinlich das Bild seiner Geliebten,“ sagte Diana bei sich. „Sie ist schön. Es ist ohne Zweifel eine vornehme Dame; sonst würde er es nicht so sorgfältig aufbewahren. Ah! Herr Paul Auby scheint mir ein sehr sentimentaler Mensch zu sein. Wenn ich die Briefe lese, so werden sie gewiß von dieser Frau geschrieben sein. Wenn nur Maximilian noch nicht kommt.“

Und Diana nahm auf diese Gefahr hin einen Brief aus dem Packete und öffnete ihn.

In dem Augenblicke, wo sie das erste Wort lesen wollte, hörte sie Tritte und ohne die Bedeutung dessen, was sie that, zu kennen, sondern ihrer Neugierde gehorchend, welche die herrschende Seite ihres Charakters war, verbarg sie den Brief in ihrem Busen und steckte eilig die andern und das Portefeuille in die Rocktasche.

Die Marquise war, wegen der Befürchtung, überrascht zu werden, noch sehr bewegt, als der Baron eintrat.

„Sie haben mich geängstigt,“ sagte sie.

„Erwarteten Sie mich nicht?“

„Freilich, länger als eine halbe Stunde erwarte ich Sie.“

„Meine Eltern haben mich zurückgehalten. Ich

fürchtete schon, daß ich mich nicht würde losmachen können."

„Es ist mir um so unangenehmer, als ich heut sehr bald wieder zurückkehren muß."

„Warum?"

„Weil mein Mann sich über meine häufigen Ausgänge sonst wundern möchte. Dafür werden wir morgen um so länger beisammen sein. Der Marquis verreis't."

„Auf längere Zeit?"

„Er wird mindestens 14 Tage ausbleiben; er hat mir seinen Entschluß heute beim Mittagsessen mitgetheilt."

Diana nahm ihren Shawl, ihren Hut und verließ das Atelier.

Ein Umstand, den man sich leicht erklären kann, wenn man des Charakters der Marquise gedenkt, sich sagt, daß das Verlangen, den Brief, dessen sie sich eben bemächtigt hatte, zu lesen, sie alles Andere vergessen läßt.

Arme Marquise! Sie brauchte schon andere Zerstreuungen, da die Zerstreuung, welche sie in der Märtyrerstraße gesucht hatte, sie nicht mehr befriedigte.

Als sie in ihrem Zimmer war, schloß sie sich ein, zog den Brief hervor und öffnete ihn.

„Wenn er nur nicht bemerkt, daß ich diesen Brief an mich genommen habe," sagte sie in diesem Augenblicke,

wo sie den Brief vor sich hielt, um ihn zu lesen. „Das, was ich gethan habe, ist sehr unrecht, und was ich thun will, ist noch schlimmer.“

Und sie war auf dem Punkte, das Papier wieder zu verschließen.

„Wer erfährt es?“ sagte sie, indem sie den Brief wieder öffnete. „Niemand. Morgen werde ich ihn zu den andern zurücklegen; er wird es nicht bemerken.“

„Vielleicht entdecke ich ein Geheimniß, und wenn ich es weiß, werde ich wohl zu schweigen verstehen! Desto besser! desto besser, wenn es ein Geheimniß ist, das wird mich noch mehr unterhalten.“

Diana näherte sich hierauf dem Lichte, um besser zu sehen.

Der Brief war mit einer feinen Schrift geschrieben und drei Seiten lang.

Diana betrachtete sogleich die Unterschrift.

„Bertha!“ sagte sie, nachdem sie dieselbe gelesen hatte; „er ist von einer Frau.“

Der Brief war datirt vom 15. September 1843.

„Es sind schon zwei Jahre her,“ sagte Madame de Lys, und sie begann:

„Mein Freund, sechs Stunden sind dahingeschwunden, ich habe die ganze Nacht hindurch auf Sie gewartet.

„Warum sind Sie nicht gekommen? Warum vergessen Sie mich seit einiger Zeit in so hohem Grade, daß Sie acht volle Tage verfließen lassen, ohne daß Sie sich sehen lassen? Vorgestern, als Sie mich in Thränen zerfließen sahen, haben Sie mir versprochen, mir nicht mehr einen solchen Verdruß zu bereiten, und trotz Ihres Versprechens fallen Sie bereits heute in dieselbe Gleichgiltigkeit gegen mich zurück.

„Was soll ich thun, mein Gott?

„Sie können nicht an meiner Liebe zweifeln, Paul. Ihretwegen habe ich Alles, Familie, Freunde, die Welt verlassen; alle meine Gedanken haben sich auf Sie gerichtet. Ist es die Bestimmung der Frauen, je stärkere Beweise ihrer Liebe sie dem Manne geben, um so weniger geliebt zu werden?

„Im Namen der Liebe, welche Sie für mich fühlten, lassen Sie mich nicht in dieser Betrübniß.

„Vielleicht langweile ich Sie mit meinen Vorwürfen und meinen Thränen; ohne Zweifel empfinden Sie kein Vergnügen mehr, wenn Sie zu mir kommen. Nun, ich schwöre Ihnen zu, meinen Verdruß, den ich in Ihrer Abwesenheit empfinde, so tief zu verbergen, daß Sie ihn nicht bemerken sollen, wenn Sie kommen, aber kommen Sie.

„Sie haben gewünscht, daß ich auf dem Lande wohnen möchte; geschah dies deshalb, um mich von sich zu entfernen?

„Ich bin hier in Saint-Mandé; unter dem Vorwande, daß Ihre Arbeiten Sie in Paris zurückhalten, kommen Sie nicht. Sollten sich Ihre Arbeiten denn nicht eben auch hier vollenden lassen?

„Erinnern Sie sich der Zeit, Freund, wo Sie sich nicht entschließen konnten, mich auch nur eine Stunde zu verlassen, und wo wir uns nur unter Thränen trennten. Diese Zeit hat für mich nicht aufgehört. Jedesmal, daß Sie sich aus diesem Hause entfernen, blutet mein Herz, eine schreckliche Leere bemächtigt sich meines Gemüths und ich verzweifle an Ihnen.

„Wer hätte geglaubt, daß dies mir je begegnen könnte.

„Sie würden sich hier so wohl befinden.

„Ich hatte für Sie ein schönes Zimmer eingerichtet und herrlich ausmeublirt, wo Sie allein und ungestört würden haben arbeiten können. Ich würde neben Ihnen wie sonst gelesen haben. Die Tage würden schnell wie Sekunden verflogen sein.

„Sie haben nicht gewollt, warum?“ —

„Arme Frau!“ murmelte die Marquise. „Dahin also führt die Liebe?“

Und sie fuhr fort:

„Es ist noch Zeit, Paul, kehren Sie zu mir zurück. Wenn Sie mich getäuscht haben, so verzeihe ich Ihnen.

„Was wünschen Sie! Sie sind die erste und einzige Liebe meines Lebens, und Sie sind kein gewöhnlicher Mensch.

„Ich würde stolz sein auf den Gedanken, daß Sie mir Ihr Talent und Ihren Ruhm zu verdanken haben. Lassen Sie mich der gute Genius Ihrer Arbeit, der Schutzengel Ihrer Zukunft sein. Glauben Sie an mich, und Sie werden glücklich sein.

„Wenn Sie wüßten! gestern hatte mir eine Ahnung gesagt, daß Sie kämen; ich hatte also in unserm kleinen Zimmer ein Essen für uns bereitet. Ich hatte die Weine gewählt, welche Sie vorziehen, und ich hatte mich an das Fenster gesetzt, um Sie von Weitem kommen zu sehen. Der Tag entfloh, und Sie sind nicht gekommen.

„Hierauf begab ich mich in mein Zimmer zurück; es war acht Uhr. Ich habe noch lange gewartet, aber endlich erkannt, daß es vergeblich war, Sie zu erwarten.

„Das Kammermädchen trat ein und frug mich, ob sie den Tisch decken solle, denn die Hoffnung, Sie zu

sehen, hatte mir Appetit gegeben, und ich hatte mir von dieser Mahlzeit eine festliche Vorstellung gemacht. Ich befahl ihr, Alles was sie servirt hatte wieder wegzutragen, und setzte mich hin, um zu weinen."

Eine Thräne fiel aus den Augen der Marquise auf das Papier, welches sie las.

Sie trocknete sich die Augen und fuhr in ihrer Lectüre fort.

„Ich habe mich entschieden, Paul. Schreiben Sie mir frei, was Sie zu thun gedenken. Ich habe mich Ihnen nicht hingegeben, ohne zu wissen, welchem Loose ich mich aussetzen könnte. Wenn Sie mich nicht mehr lieben, gestehen Sie es. Mein Entschluß ist gefaßt.

„Ich werde dann von hier fortgehen, und eine unübersteigliche Schranke zwischen die Welt und mich setzen.

„Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, daß ich Ihnen verzeihen und in der Verborgenheit meines Aufenthalts Gott für Sie bitten werde." —

Hier war der Brief zu Ende.

„Was ist aus dieser Unglücklichen geworden? Wenn ich denke," fuhr die Marquise fort, „daß ich jemals so etwas schreiben müßte!"

Sie brach den Brief Bertha's wieder zusammen und sagte:

„Morgen muß ich die Fortsetzung dieser Geschichte hören. Wenn ich nur das Packet an demselben Orte finde. Aber wie soll ich es machen, damit ich nicht durch Maximilian gestört werde? Die Sache ist leicht, ich brauche ihm nur zu schreiben, daß er um neun Uhr kommen soll, und ich werde um acht gehen."

Den folgenden Morgen schrieb die Marquise an Maximilian, daß er erst um neun Uhr in die Märtyrerstraße kommen möchte.

Der Marquis verreis'te an dem Tage, wie Diana Abends dem Baron verkündigt hatte, und den Abend um 7¾ Uhr begab sich die Marquise zu Paul.

Sie konnte eine gewisse Aufregung nicht unterdrücken, als sie sich dem Hause des Malers näherte; denn sie fürchtete, daß er ihre Neugierde entdeckt hätte, und sie glaubte alle Schubkästen und alle Thüren verschlossen zu finden.

Alles war jedoch in dem Zustande, wie am vorigen Abende.

Der erste Blick Diana's fiel auf den Stuhl, wo sie den Rock gefunden hatte.

Jedoch der Rock lag nicht mehr da.

„Er wird diesen Rock aufgehängt,“ dachte sie, „und die Briefe weggelegt haben.“

Sie ging geradewegs in das Toilettenkabinet des jungen Mannes und durchsuchte Alles. Sie erkannte den Rock wieder, denn sie fand darin das Gerichtsschreiben; aber die Brieftasche war nicht mehr darin.

Die Marquise war hierdurch in der That bestürzt; sie hatte nicht allein das Ende der Correspondenz Bertha's lesen wollen, sondern sie wollte auch Paul den Brief wieder zustellen, welchen sie an sich genommen hatte, denn er schien auf diese Sammlung zu halten, und wenn sie das Packet nicht wieder fand, so wußte sie nicht, wie sie es anfangen sollte, daß er nichts bemerkte.

Aber Madame de Lys war nicht die Frau, welche sogleich den Muth verlor; sie suchte überall umher, bis sie endlich die Brieftasche wiederfand, welche Paul sorgfältig in seiner Kommode unter der Wäsche verborgen hatte.

Wie wir schon erwähnten, war Paul ohne Mißtrauen; kein Wunder also, daß er den Schlüssel an dem Meubel stecken ließ, welches die Brieftasche verwahrte.

Die Marquise prüfte das Briefpacket, um zu sehen, ob es seit dem letzten Abende etwa untersucht worden

wäre; offenbar war aber die Brieftasche dorthin geworfen worden, ohne geöffnet worden zu sein.

Hierauf musterte sie die Briefe, indem sie nach denen suchte, welche ein späteres Datum als den 15. September 1843 trugen.

Sie fand auch einen Brief datirt vom 25. desselben Monats, welcher folgende Zeilen enthielt:

„Ich danke, mein Freund, für das Opfer, welches Sie sich auferlegt haben; aber, ich sehe es wohl, es übersteigt Ihre Kräfte. Die Liebe einer Frau muß sich, damit sie ein schönes Andenken in dem Herzen Desjenigen, den sie geliebt hat, zurückläßt, durch die Entsagung vervollständigen.

„Sie sind gekommen, um acht Tage bei mir zu verweilen; das ist Alles was Sie haben thun können.

„Sie sind wieder abgereis't. Wer weiß, wann Sie wiederkommen?

„Ich selber brauche Ihnen nicht zu verzeihen, ich verstehe Sie.

„Ihr Künstlerleben fordert gleicherweise die Ruhe und die Zerstreuung; ich bin nicht vermögend, Ihnen diese zu gewähren. Ich kann mit Ihnen nur von meiner Liebe sprechen, und ich spreche schon so lange mit Ihnen davon, daß es Sie jetzt langweilt.

„Ich habe wohl gesehen, daß Sie mit meinem Schmerze Mitleid haben, aber mein Herz kann sich nicht mehr mit dem Mitleid begnügen.

„Leben Sie wohl, mein Freund, Sie werden mich nicht wiedersehen. Machen Sie sich keine Gewissensbisse. Das Glück, welches ich gehabt habe, verdanke ich Ihnen; das Uebel kommt durch mich selbst und von den großen Ansprüchen meines Herzens.

„Sie werden eine andere Frau finden, welche Sie lieben wird, denn Sie sind jung, edel und gut.

„Vermeiden Sie es, sie das leiden zu lassen, was ich leide, und wenn Sie ihr einen Verdruß bereitet haben, lesen Sie meine Briefe, sie werden Ihnen das Mittel an die Hand geben, ihn wieder gut zu machen.

„Wer sie auch sein mag, diese Frau, die Sie lieben wird, ohne zu wissen, wie Sie schon geliebt worden sind, ich segne sie im Voraus für das Glück, welches Sie ihr verdanken.

„Zum letzten Male, leben Sie wohl, mein Freund.“ —

Die Marquise fiel in eine ungewohnte Träumerei, nachdem sie das letzte Wort dieses Briefes gelesen hatte.

„Diese Frau hat gelitten,“ sagte sie zu sich. „aber sie ist glücklich gewesen; ist ein solcher Schmerz nicht bei Weitem der Leere des Herzens vorzuziehen?

„Eins folgt aus allem Diesem als gewiß," fuhr Diana fort, indem sie die Brieftasche wieder einschloß und die Briefe wieder in die Ordnung legte, in welcher sie dieselben gefunden, „nämlich daß Herr Paul Aubry in seinem Leben eine große Leidenschaft genährt hat. Er ist also ein sehr außergewöhnlicher Mensch, dieser Herr Paul Aubry, und ich laufe vielleicht durch die Besuche bei ihm Gefahr," sagte die Marquise lachend.

Madame de Lys stand auf, sah nach der Uhr und bemerkte, daß sie noch eine ganze halbe Stunde zu warten hatte.

Hierauf war sie neugierig, zu wissen, wieviel der Maler Geld übrig behalten habe.

Sie öffnete das Bureau, in welchem sie am vorigen Abende 15 Louisd'or gefunden hatte, es waren nur drei übrig.

Daneben fand sich ein zusammengebrochenes Papier.

Es war die Notification der über ihn verhangenen Auspfändung, zu Folge deren die gerichtliche Aufzeichnung bereits diesen Morgen stattgefunden hatte.

Der Marquise waren solche Dinge gänzlich fremd, sie hatte also viele Mühe, den Inhalt des Gerichtsschreibens zu entziffern, und als sie an die Stelle gekommen war:

„Diese Meubels werden Sonnabends den 18. dieses auf dem Börsenplatze in der Mittagsstunde in Nr. 18 verkauft und gegen baare Zahlung an den Meistbietenden überliefert werden;“

so sagte sie zu sich selbst: Er hat also sein Geld nicht seinem Gläubiger gegeben? Aber was soll er anfangen? Es bleiben ihm 60 Franken, und 500 hat er zu bezahlen. Wir haben den 9., es sind nur 9 Tage übrig, um dies Geld herbeizuschnffen, und wenn er es nicht hat, wird man ihm seine Meubels, das Portrait seines Vaters und seiner Mutter verkaufen! Und er wendet sich nicht an seinen Freund! Es ist ein edles Herz. Glücklicher Weise bin ich noch da!

„Aber er muß toll sein; wem hat er dies Geld gegeben?

„Einer Frau, welche ihn nicht liebt!

„Vor Allem muß man ihm aus dieser Lage heraushelfen.

„Ich werde Marcellinen schreiben, daß sie morgen früh zu mir kommt. Sie wird sich gern mit einem Auftrage dieser Art befassen.“

Hierauf suchte die Marquise nach Papier und Feder; aber sie fand lange Zeit nicht was sie suchte, da Maler nur selten auf Federn und Papier halten.

Doch endlich entdeckte sie etwas weißes Papier und einen Brief, dessen Unterschrift sie betrachtete.

Der Brief war signirt: Paul Aubry.

„Ah! ich erfahre hier noch etwas," sagte Diana.

Mit jener entsetzlichen Neugierde, welche sie niemals verließ, las sie:

„Meine gute Mutter!

„Ich habe gestern den Brief meiner Schwester erhalten, welche mir schreibt, daß Du Dich besser befindest. Ich habe nicht nöthig, meine Freude zu schildern, welche mir diese Nachricht verursacht.

„Cäcilie sagt mir, daß Du Dich, meine gute Mutter, immer wegen meiner Lage beunruhigst und daß Du glaubst, ich lege mir für Euch beide Opfer auf. Du täuschest Dich, ich habe nur einen Kummer, nämlich den, daß ich nicht einige Tage bei Dir zubringen kann, aber ich bin mit Arbeit überhäuft. Dein Brief hat mir Glück gebracht. Kaum hatte ich ihn empfangen, als ein Gemäldehändler zu mir kam und ein kleines Gemälde von mir kaufte, welches er zwei Stunden nachher mir mit 700 Franken bezahlte."

„Siebenhundert Franken!" sagte die Marquise, „warum belügt er seine Mutter? Das ist unrecht."

Sie las weiter:

„Dieser Mann hat mir Hoffnung gemacht, daß ich noch andere Verkäufe machen würde.

„Wir können also hoffen, daß wir endlich glücklicher sein werden, gute Mutter, und daß ich einst alle die Opfer werde vergelten können, welche Du mir gebracht hast.

„Sage Cäcilien, daß sie durch ihre Sorge um Dich mir große Freude bereitet, und daß ich fortwährend für sie sorgen werde. Ich habe soeben 400 Franken auf die Post gegeben, welche Du empfangen haben wirst, wenn dieser Brief ankommt.

„Schone Dich ja recht, liebe Mutter, und wenn Du etwas nöthig hast, so schreibe mir sogleich.

„Ich gehe aus, und wenn ich zurück komme, werde ich diesen Brief zusiegeln. Ich will Cäcilien einige Kleinigkeiten kaufen, um welche sie mich gebeten hat.

„Ich umarme Dich im Geiste herzlich.

„Dein Sohn

„Paul Aubry."

Während der Lektüre dieses Briefes traten der Marquise die Thränen in die Augen und sie sagte bei sich:

„Es ist unmöglich, daß dieser Mensch seine Mutter

belügt. Er hat nur 700 Franken empfangen und der Gemäldehändler hat das Uebrige für sich behalten."

„Aber ich werde es erfahren; ich werde Marcellinen schreiben, daß ich sie zu sehen wünsche. Ich bin überzeugt, daß sie keinen Vortheil aus den Aufträgen zieht, welche ich ihr gebe, und daß das Geld, welches ich ihr einhändige, seine Bestimmung wirklich erreicht."

Diana begann zu schreiben; aber als sie einige Worte aufgezeichnet hatte, überlegte sie, daß es besser wäre, Abends selbst zu Madame Delaunay zu gehen, weil sie frei war, sie zerriß den angefangenen Brief und beeilte sich, das Atelier zu verlassen.

„Doch was wird Maximilian sagen, wenn er kommt," dachte sie. „Nun! desto besser, er wird mich nicht finden. Was wird er davon denken? Was mich betrifft, so habe ich kein Verlangen, ihn heute zu sehen. Dieser Mensch ist ein Egoist, er spricht von Liebe bei seinem Freunde, dessen Meublement man verkaufen will, er ersucht ihn um einen Dienst, und hat selbst nicht so viel Einsicht, zu errathen, daß er ihm seinerseits einen solchen erzeigen kann."

Hier verließ sie das Zimmer, verschloß die Thür und durchschritt den Garten.

Als sie vor der Loge des Vater Fremy vorbeiging, warf sie ihm den Schlüssel zu und verschwand.

Ein leerer Wagen fuhr vorbei; die Marquise hieß ihn halten, und ließ sich zu dem Gemäldehändler fahren.

„Haben Sie das Gemälde, um dessen Besorgung ich Sie ersucht habe?“ sagte sie.

„Nein, Frau Marquise, noch nicht.“

„Drängen Sie den Maler, daß er es vollende.“

„Er hat es mir für morgen versprochen.“

„Haben Sie ihm die 1000 Franken zugestellt?“

„Ja, Madame.“

„Hat er Ihnen eine Quittung gegeben?“

Diese Frage war so außergewöhnlich bei der Marquise, und der Gemäldehändler erwartete sie so wenig, daß er mit der Antwort zögerte.

„Hat er Ihnen eine Quittung gegeben?“ wiederholte Diana in befehlendem Tone.

„Nein, Madame.“

„Nun, Sie werden ihn um ein solche bitten.“

„Das ist gegen die Gewohnheit der Künstler.“

„Möglich, aber ich halte auf diese Quittung; ich will sie morgen Mittag haben.“

Als die Marquise fort war, sah der Bilderhändler seine Frau an.

„Nun, wie willst Du es machen?“ sagte diese.

„Sei ruhig, ich werde Alles ordnen.“

Diana ließ sich zu Madame Delaunay fahren, welche allein zu Hause war.

„Höre," sagte ihr ihre Freundin beim Eintreten, „Du mußt mir einen Dienst erzeigen."

„Welchen?"

„Du weißt, daß ich Maximilian bei einem seiner Freunde sehe."

„Bei Herrn Paul Aubry."

„Märtyrerstraße, Nr. 67."

„Nun?"

„Dieser junge Mann hat sogleich Geld nöthig."

„Wer hat es Dir gesagt?"

„Ich weiß es, ich habe in seinen Briefen gesucht, und man will seine Meubles verkaufen."

„Nun?"

„Nun! Du mußt Dich portraitiren lassen und bezahlst ihm dafür 1000 Franken."

„Bist Du von Sinnen!"

„Nun, Du wirst morgen früh zu mir kommen, von mir die 1000 Franken erhalten und sie im Voraus bezahlen. Es ist ein Geschenk, welches ich Dir machen will."

„Welches Interesse hast Du dabei?"

„Ich habe dabei das Interesse, daß man die Meubles dieses armen Menschen nicht verkauft.“

„Du kennst ihn also?“

„Ich habe ihn nie gesehen.“

„Warum läßt Du Dich nicht selber portraitiren, dies wäre weit einfacher?“

„Und wenn er erführe, daß ich die Frau wäre, den er Abends sein Zimmer leiht, ich würde mich ihm nicht mehr zu zeigen wagen.“

„Das ist richtig.“

„Und dann ...“

Die Marquise zögerte.

„Und dann?“ sagte Marcelline.

„Und dann sehe ich auch diesen jungen Mann nicht gern.“

„Warum?“

„Aus vielen Gründen. Also abgemacht.“

„Wenn mein Mann einwilligt.“

„Dein Mann wird einwilligen, er will Alles was Du willst. Uebrigens kannst Du ihm sagen, daß es eine meiner persönlichen Launen ist.“

„Aber wie wollen wir uns bei dem Maler vorstellen?“

„Du wirst ihm sagen, daß man Dir ihn empfohlen

habe, und sogleich bemerken, daß Du nur 1000 Franken an dieses Portrait wenden willst, damit er sogleich den Preis weiß, welchen er fordern kann; denn er würde nicht wagen, so viel zu verlangen."

„Morgen Mittag werde ich bei Dir sein."

„Die arme Mutter würde sich sehr gekümmert haben," sagte Diana bei sich, „wenn sie gewußt hätte, daß man die Meubles ihres Sohnes verkaufen will."

Wie man sieht, war die Marquise aller Liebeswerke fähig.

Diana hatte eben das Haus Pauls verlassen, als Maximilian kam.

„War die Dame hier?" fragte er den Portier.

„Ja, mein Herr, sie ist aber vor 5 Minuten fortgegangen."

„Hat sie mir nichts zurückgelassen?"

„Nichts."

„Es wird sich wohl oben etwas finden," dachte der Baron.

Er suchte überall und fand nichts.

„Sie wird zurückkommen" sagte er bei sich.

Und er wartete.

Eine Stunde verging, die Marquise kam nicht.

„Was soll das bedeuten?" frug sich Maximilian.

Als es 10 Uhr schlug, verließ er Pauls Haus.

Einige Augenblicke später erschien ein kleiner, schmächtiger, mit Ehrenzeichen geschmückter Mann bei Vater Fremy.

„Verließ nicht so eben ein junger Mensch dieses Haus?“ frug er den Portier.

„Ja, mein Herr.“

„Wer ist dieser junge Mensch?“

„Ich kenne ihn nicht,“ antwortete der verschwiegene Hausverwalter.

„Aber Sie wissen wen er besucht?“

„Er besucht Herrn Paul Aubry.“

„Was treibt dieser Herr Paul Aubry?“

„Es ist ein Maler.“

„Ist er jetzt zu Hause?“

„Nein, mein Herr.“

„Nun, wie kommt es, daß dieser junge Mensch eine Stunde in dem Hause geblieben ist?“

Diese Logik verwirrte den Vater Fremy, welcher in der Logik nicht stark war.

„Ich weiß nicht,“ begnügte er sich zu antworten.

„Sie haben ihm also den Schlüssel des Herrn Aubry zugestellt?“

„Ja, er hat mich um denselben gebeten.“

„Sonach geben Sie den Schlüssel Ihrer Miethsleute der ersten besten Person, welche Sie darum ersucht?“

„Nein, mein Herr.“

„Nun, wie kommt es, daß Sie diesen Schlüssel gegeben haben?“

„Es ist ein Uebereinkommen, mein Herr.“

„Dieser junge Mann kommt also oft hierher?“

„Bisweilen.“

„Antworten Sie frei, ich bitte Sie. Sie werden durch Freimüthigkeit gewinnen, und Sie können sich nur schaden, wenn Sie mich täuschen wollen. Es handelt sich um eine sehr wichtige Angelegenheit, wodurch Sie bloßgestellt werden könnten.“

Der Portier zitterte, so ernsthaft war der Ton dieser Worte.

„Nun, mein Herr,“ fuhr er fort, ohne zu warten, bis der Fremde ihn fragte, „der Herr Baron kommt seit einiger Zeit alle Abende hierher.“

„Allein?“

„Allein.“

„Immer?“

„Immer.“

Der Portier hatte schon einige 20Frankenstücke durch seine Verschwiegenheit gewonnen, er sah noch nicht, was er

gewinnen würde, wenn er nicht mehr verschwiegen war; er zögerte, die Wahrheit offen zu gestehen.

Der Fremde bemerkte ohne Zweifel diesen innern Kampf, denn er brachte ein 20Frankenstück aus seiner Tasche.

„Ist Herr Aubry hier, wenn der Baron kommt?"

Der Portier betrachtete den Louisd'or.

„Nein, mein Herr," sagte er.

„Niemals!"

Der Unbekannte machte Miene, den Louisd'or auf den Tisch zu legen.

„Niemals!" antwortete Vater Fremy.

„Nun, was thut der Baron hier?"

„Ich weiß es nicht."

Das Goldstück nahm wieder den Weg nach dem Geldbeutel.

„Ich weiß es nicht," sagte zum zweiten Male der Portier mit einer verdrießlichen Miene. „Fragen Sie mich nach etwas, was ich wissen kann, aber nicht darnach, was der Herr Baron in einem Zimmer thut, wo ich nicht bin."

„Es ist recht. Trifft er dort Jemand?"

„Ja, mein Herr."

„Einen Mann?"

Der Portier schüttelte den Kopf.

„Kennen Sie diese Frau?“

„Sie ist immer verschleiert.“

„Schon gut.“

Der Fremde warf das Gold auf den Tisch und verschwand.

Als Abends Paul zurückkam, hütete sich der Portier wohl, ihm von dem Besuche zu erzählen, den er empfangen hatte.

Am folgenden Morgen setzte sich der Maler eben an seine Arbeit, als der Gemäldehändler ankam.

„Sie sehen,“ sagte Paul zu ihm, „ich arbeite für Sie; in einigen Stunden werde ich fertig sein.“

„Ich komme deswegen nicht allein,“ entgegnete der Gemäldehändler.

„Wollen Sie mir einen anderweiten Auftrag geben?“

„Vielleicht; Sie wissen, daß dieses kleine Gemälde nicht für mich ist, mein Herr.“

„Ich weiß es.“

„Die Person, welche es kauft, ist vermögend genug, um 700 Franken daran zu wenden; aber wir Gemäldehändler, wir leiden zu oft Verluste, und können nicht eben so gut bezahlen.“

„Sie haben Recht.“

„Ich will bei Ihnen anfragen, ob Sie unter Ihren schon fertigen Sachen ein anderes kleines Gemälde mir zu verkaufen haben. Ich habe nicht nöthig, Ihnen zu sagen, daß ein Maler, der sich bekannt machen will, mit sich handeln lassen muß. Die Zeiten sind schlecht.“

„Sehen Sie,“ sagte Paul, „indem er auf die an der Wand hängenden Entwürfe zeigte, ob Sie darunter etwas finden, was Ihnen gefällt.“

„Nichts davon ist fertig; es ist Schade!“ antwortete der Kunsthändler verdrießlich; „denn hier ist ein Gemälde, welches mir wohl gefallen hätte.“

„Das thut nichts, ich werde es beendigen; wie viel geben Sie mir dafür?“

„Ich habe Ihnen gesagt, der Handel geht in diesem Augenblicke nicht gut.“

„Ich weiß das Alles.“

„Werden Sie es mir bald liefern können?“

„Gleich nach diesem hier.“

„Nun, ich biete Ihnen 300 Franken.“

„Das Gemälde gehört Ihnen.“

„Hier sind die 300 Franken.“

„Sie zahlen voraus! Sie befremden mich, Herr Leopold.“

„Sie wissen, daß, wenn ich ein wenig Geld habe, ich mich nicht sehr darum bitten lasse."

„Morgen Abend, oder übermorgen werden Sie Ihr Gemälde haben."

„Jetzt muß ich Sie noch um etwas bitten."

„Nun?"

„Ich habe einen Associé, und damit die Geschäfte leicht zu reguliren sind, bin ich genöthigt, über das ausgegebene Geld Quittungen zu verlangen."

„Das ist natürlich."

Und Paul nahm ein Stück Papier und schrieb:

„Von Herrn Leopold die Summe von 300 Franken empfangen."

„Nein! nein! setzen Sie 1000," sagte der Kunsthändler. „Es macht mit Dem, was ich vorgestern Ihnen gegeben habe, 1000."

„Aber," wandte Paul ein, „die 700 Franken von vorgestern gehen ja nicht auf Ihre Rechnung."

„Ich habe sie aber vorausbezahlt, und werde sie nicht eher zurück erhalten, bis ich Ihr Gemälde habe. Die Käufer sind so abscheulich, und ich habe Ihnen die Summe nur vorausbezahlt, weil ich weiß, daß die Künstler oft Geld nöthig haben."

„Nun, ich will Ihnen zwei Quittungen ausstellen, das wird noch vorsichtiger sein.“

„Nein, stellen Sie nur eine aus, das ist einfacher.“

Paul stellte nun gutmüthig eine Quittung über 1000 Franken aus.

Der Kunsthändler steckte sie zu sich, empfahl dem Maler an, sein Versprechen nicht zu vergessen, und ging, entzückt durch dieses Mittel, Paul und die Marquise hintergangen zu haben, fort.

Zu Mittag war er bei Dianen, welcher er die Quittung zustellte.

In dem Augenblick, wo er das Haus der Straße Voltaire verließ, trat Marcelline dort ein.

„Ehe ich zu Herrn Aubry ging, wollte ich zu Dir kommen,“ sagte sie, „um Dir einen Brief Maximilians zu geben.“

Die Marquise öffnete diesen Brief, in welchem der Baron von ihr darüber Aufklärung forderte, was sich am vorigen Abend ereignet hatte und sie ersuchte, heute Abend sich ja einzufinden.

„Gehst Du?“ frug Marcelline.

„Ich gehe.“

Diana gab Marcellinen die 1000 Franken, wie es am vorigen Abend ausgemacht worden war, und Ma-

dame Delaunay nahm ihren Weg nach der Märtyrerstraße, mit ihrem Manne, der sie unten erwartete.

„Höre," sagte unterwegs Delaunay zu Marcellinen im Gehen, „für die Zukunft nimm weder die Geschenke noch die Aufträge, welche Dir die Marquise geben wird, an; denn die Marquise ist eine Närrin, welche Dir einmal große Unannehmlichkeit verursachen wird."

„Das was wir heute thun, ist die einfachste Sache von der Welt. Sie will einem armen Menschen helfen, und zugleich schenkt sie mir mein Portrait. Welchen Schaden kann dies bringen?"

„Bei Deiner Freundin ist Nichts einfach. Versprich mir also, daß es das letzte Mal ist, wo Du Aufträge besorgst, welche die Marquise selber nicht besorgen mag oder kann."

„Ich verspreche es, mein Freund."

Zwei Stunden nachher war Marcelline wieder bei Madame de Lys.

„Hast Du meinen Schützling gesehen?" frug diese.

„Ja."

„Wie sieht er aus?"

„Er ist groß, hat blondes Haar, eine sehr geistreiche Miene, und scheint sehr interessant."

„War er zufrieden?"

„Sehr zufrieden; nur wollte er das Geld nicht vorausnehmen."

„Aber Du hast es ihm zugestellt?"

„Mein Mann hat es besorgt."

„Und wann wird er das Portrait anfangen?"

„Morgen."

„Sehr schön! Wenn Du wüßtest, wie sehr es dieser junge Mensch verdient, daß man sich für ihn interessirt. Wenn Du den lieben Brief sähest, den er an seine Mutter schrieb."

„Mit welchem Enthusiasmus Du sprichst!"

„Die Täuschung überrascht mich! Ich hatte immer gehört, daß die Künstler Menschen ohne Herz und Gefühl wären."

„Wer hat Dir gesagt, daß er Gefühl hat?"

„Jedenfalls ist das Herz edel, und das ist genug. Du mußt nämlich wissen, daß er eine sehr heftige Leidenschaft gehegt hat. Ich habe die Briefe seiner Geliebten gelesen, und auch ihr Portrait gesehen."

„Wo?"

„Bei ihm."

„Wie ist dies zugegangen?"

„Ich habe in seinem Sekretair gesucht; ich habe Dir schon davon erzählt."

„Und wenn er es weiß?“

„Er weiß es nicht.“

„Bist Du davon überzeugt?“

„Vollkommen.“

„Und was ist aus der Frau geworden?“

„Ich weiß nicht, aber ich werde es erfahren.“

„Wie denn?“

„Ich werde weiter suchen.“

„Damit vertreibst Du Dir die Zeit bei ihm?“

„Ja.“

„Nun! und der Baron?“

„Oh! der Baron!“

„Wie Du sprichst!“

„Nun, dieser junge Mensch steht bei mir in einem großen Ansehen.“

„Was thut er denn? welche Stellung nimmt er ein? Mit was bringt er seine Zeit hin?“

„Oh, was hast Du denn heute?“

„Ich nenne einen Menschen von 20 Jahren einen Taugenichts, dessen ganzes Verdienst darin besteht, seine Cravatte richtig legen und auf's Pferd steigen zu können.“

„Du würdest vielleicht es lieber sehen, wenn er Maler wäre?“

„Gewiß! ich gestehe, daß das, was ich gesehen habe,

mich mit den Künstlern ausgesöhnt hat. Wenigstens besitzen sie Genie, und ihre Liebe ist bei Weitem derjenigen solcher Menschen, wie der Baron, vorzuziehen. Es giebt Augenblicke, wo ich entschlossen bin, Maximilian zu schreiben, daß ich ihn nicht mehr zu sehen wünsche.“

„Was hält Dich zurück? Es wäre besser. Wer weiß, was das für ein Ende nimmt. Du läufst Gefahr, Dich bloßzustellen und zwar wegen eines Mannes, den Du nicht liebst.“

„Du hast Recht. Aber ich will Dir etwas sagen, was Dich verwundern wird.“

„Was?“

„Wenn ich den Baron noch länger sehe, so geschieht es ...“

Diana zögerte.

„So geschieht es?“ wiederholte Marcelline.

„Du willst Dich über mich lustig machen.“

„Sprich weiter.“

„Nun, so geschieht es, weil es mir Vergnügen macht, zu seinem Freunde zu gehen.“

„Hüte Dich.“

„Wovor?“

„Wenn Du nun Herrn Paul Aubry lieben würdest?“

„Ich?“

„Warum nicht?“

„Ich habe ihn nie gesehen und werde ihn auch nicht sehen. Nein, die Gefahr ist nicht vorhanden. Was mich allein amüsirt, ist, mich in das Leben dieses jungen Menschen einzuweihen, ohne daß er mich kennt, und ihn zu beschützen, ohne daß er mich sieht. Ich bin glücklich, daß die 1000 Franken, welche Du ihm heute zugestellt hast und welche er mir nicht schlechthin zu danken hat, weil er sie durch seine Arbeit verdienen wird, von mir kommen, weil ich jetzt weiß, wie er sein Geld anwendet. Er verdankt mir vielleicht einst seine Stellung, seinen Ruhm und sein Glück. Es ist eine Zerstreuung gleich jeder andern; nur ist dies eine Zerstreuung, welche dem Herzen Vergnügen macht, und es wird immer etwas Schönes sein, was ich gethan habe.“

Während dies Gespräch zwischen Marcelline und Diana Statt hatte, sagte der Vater Maximilians zu diesem:

„Ich habe heute den Minister der auswärtigen Angelegenheiten gesehen, und er hat mir versprochen, Dich Deinem Wunsche gemäß bei einer Gesandtschaft anzustellen. Von nun an wirst Du alle Tage in dem Kabinet des Ministers arbeiten.“

Der junge Mensch, an einen passiven Gehorsam gewöhnt, antwortete nichts.

„Diesen Abend," fuhr der Vater fort, „wirst Du die Mutter in das Theater begleiten, da ich es nicht kann."

Und ohne ein Wort hinzuzufügen, ging der Graf auf sein Zimmer zurück.

Um 8 Uhr fand sich die Marquise zum Rendez-vous ein; denn wie man sich erinnert, hatte ihr Maximilian empfohlen, ja nicht weg zu bleiben. Aber als sie ankam, fand sie bei dem Vater Fremy einen Brief, welchen der Baron dort hatte abgeben lassen, und in welchem er meldete, daß es ihm unmöglich wäre, heute zu der verabredeten Zusammenkunft sich einzufinden.

„Desto besser!" sagte Diana, und sie trat ein, als wenn Maximilian hätte kommen müssen.

Weil der Graf seinen Sohn mehrere Tage hintereinander in strenger Weise überwachte, so konnte sich Maximilian nicht mehr zu dem Rendez-vous auf die Märtyrerstraße begeben.

Diana kümmerte sich wenig um Maximilians Außenbleiben, und kam fortwährend alle Abende zu Paul. Sie blieb jedesmal dort länger als eine Stunde. In welcher Absicht? Sie selber hätte es sich schwerlich sagen können.

Die Marquise empfand seit einiger Zeit ein dringendes Bedürfniß, sich zu isoliren, was ihr zu Hause unmöglich war. Die Träume des Geistes bedingen strenge Abgeschiedenheit und werden gestört, sobald nur eine Thür sich öffnet. In jedem Augenblicke aber öffnete man die Thür zur Wohnstube Diana's, sei es um sie etwas zu fragen, sei es um ihr einen Brief zu übergeben oder ihr Jemand anzumelden.

Bei Paul Aubry war dies anders.

Nichts von dem, was sie umgab, erinnerte sie an ihr gewohntes Leben. Keine Bedienten, kein Geräusch, keine Störung. Die Einsamkeit, Thätigkeit, Zurückgezogenheit, selbst eine Art von Melancholie bewohnten diesen großen Saal, wo sich nur Gemälde und Statuen vorfanden.

Hier lebte Diana ein neues Dasein. Ohne den zu kennen, der sie empfing, machte sie sich mit seinem Leben vertraut, weihte sie sich in seine Gewohnheiten ein. Dieser Mensch, den sie nie gesehen hatte, und welcher außer Marcellinen der einzige Vertraute des ersten Vergehens war, dessen sie sich schuldig machte, war kein Fremder für sie.

Aber auch in dem Geiste der Marquise ging eine Veränderung vor.

Sie, die vorzugsweise sorglose Frau, war mit einem Male in ein tiefes Nachdenken versunken, und hätte wirklich Schmerz empfunden, wenn der Baron eingetreten wäre und sie darin gestört hätte, während sie, müßte auch ihre Sittsamkeit darunter leiden und ihr Ruf dadurch befleckt werden, wenn Paul Aubry eingetreten wäre, ihm unfehlbar die Hand als einem Freunde gereicht und mit ihm die Unterredung fortgesetzt haben würde, welche sie im Geheimen mit sich selbst führte.

Durch die zwei Briefe Bertha's und durch den, welchen Paul an seine Mutter schrieb, hatte Diana in ihrem Wirthe einen achtbaren Charakter kennen gelernt; alle Arbeiten, welche sie umgaben, bewiesen ein höheres Talent, und sie stellte zwischen diesem thätigen Menschen und dem Baron einen Vergleich an, welcher, wie wir gesehen haben, nicht zum Vortheil dieses Letzteren ausfiel.

Man hätte kaum geglaubt, daß diese Frau, welche, den Kopf auf ihre Hände gestützt, am Fenster sitzend, im Atelier Pauls schwärmte, diese Diana war, deren Leben bisher unter geräuschvollen Festen verflogen war.

Sie ließ ihren Gedanken ungestört freien Lauf, und als es 10 Uhr schlug, erwachte sie, so zu sagen, mit einem gewissen Schrecken.

Eines Abends war Diana noch früher als gewöhn-

lich gekommen. Der erste Gegenstand, der sie beim Eintritt etwas verwunderte, war das Portrait Marcelline's, welches an demselben Tage begonnen worden war.

Die Umrisse waren erst gezeichnet, und doch erkannte die Marquise das schöne ausdrucksvolle Gesicht ihrer Freundin.

„Die Aehnlichkeit ist nicht zu verkennen," sagte sie, nachdem sie ihren Stuhl dem Entwurfe gegenüber gerückt hatte, und betrachtete ihn im Geiste, das ergänzend, was der Zeichnung noch fehlte.

Ihre Augen richteten sich unverwandt auf dieselbe, und es schien ihr, daß ihre Freundin ihr zulächelte.

Es schlug neun Uhr.

Diana stand auf, setzte sich an's Piano und spielte eine Melodie; dann aber in das Schlafzimmer eingetreten, blätterte sie in einem Buche, welches sie auf der Kommode fand.

Als sie darin einige Worte gelesen hatte, legte sie es wieder an seinen Ort, und zufällig um sich blickend bemerkte sie einen kleinen Wandschrank, welchen sie neugierig öffnete.

Was besonders die Aufmerksamkeit der Marquise fesselte, war ein herrliches Paar Pantoffeln, welche so

niedlich gearbeitet waren, daß sie einem Kinde anzugehören schienen.

Die Marquise betrachtete sie einige Zeit und konnte dem Verlangen nicht widerstehen, die Länge eines dieser Pantoffeln mit der eines ihrer Schuhe zu messen.

Alle Beide waren von gleicher Größe.

Das war noch nicht genug; sie zog ihren Schuh aus und versuchte den Pantoffel, welchen sie etwas zu groß fand.

Ohne zu wissen warum, empfand Madame de Lys darüber eine wahrhafte Freude.

„Diese Frau hat einen schönen Fuß,“ dachte sie, indem sie den Pantoffel abzog und ihn von Neuem betrachtete.

Hierauf nahm sie ein Paar Handschuhe, zog ihre Handschuhe ab und versuchte die, welche sie eben gefunden hatte, an.

Aber die Marquise hatte einen Ring, welchen sie nie abzog; da jedoch die Handschuhe etwas eng waren, so zog sie den Ring ab und legte ihn auf die Kommode.

Mit vieler Mühe gelang es Diana, die Handschuhe anzuziehen, ein Umstand, der der Geliebten Paul Aubry's zum Ruhme gereichte, denn Diana war eben so stolz auf ihre Hand als auf ihren Fuß.

„Diese Handschuhe sind kleiner als die meinigen, in Zukunft aber werden sie mir als Muster dienen,“ sagte die Marquise, und warf die ihrigen auf's Bett.

Es ist sonderbar, was Alles die Zeit und die Einbildung einer Frau in Anspruch zu nehmen vermag! Wir, mit dem originellen Wesen der Marquise bekannt, sind überzeugt, daß, wenn sie einen zu großen Fuß für die Pantoffeln und eine zu starke Hand für die Handschuhe der Geliebten Pauls gehabt hätte, sie darüber wenigstens bis den folgenden Tag traurig gewesen wäre.

Es schlug halb, und Diana konnte unmöglich länger bleiben, sie zog eilig ihren Schuh an und ging fort.

Als sie nach Hause gekommen war und die Handschuhe abgezogen hatte, sah sie ihren Ring nicht.

Sie erinnerte sich sogleich, daß sie ihn auf dem Secretair im Schlafzimmer Pauls liegen gelassen hatte.

Anfangs wollte sie umkehren, um ihn zu holen, aber es war schon spät. Paul konnte ja zurückgekehrt sein, vielleicht gar mit einer Dame; ein solcher Besuch in einer solchen Stunde konnte deshalb störend und unangenehm sein.

Diana begnügte sich, an Maximilian zu schreiben, daß er morgen früh zu seinem Freunde gehen und ihn

fragen möchte, ob er einen Ring in seinem Zimmer gefunden hätte.

Am folgenden Morgen ging Maximilian, welcher nur Abends überwacht wurde, zu dem Maler.

„Hast Du einen Ring gefunden?“ frug der Baron.

„Ja,“ sagte Paul, „gehört er Dir?“

„Nein; aber er gehört Jemand, in dessen Auftrage ich ihn abholen soll.“

„Ich will Dir ihn geben; Dein Ring ist Ursache eines herrlichen Auftritts gewesen.“

„Wie so?“

„Stelle Dir vor,“ fuhr Paul fort, indem er an einen Kasten seiner Kommode ging und den Ring der Marquise herausnahm, „stelle Dir vor, gestern Mitternacht komme ich auch mit Jemand zurück. Erlaubst Du, daß ich mich an meine Arbeit setze?“

„Herzlich gern.

„Ich komme also mit Julien, einem liebenswürdigen Mädchen, einer Brünette, fröhlich und lebenslustig, welche gewöhnlich alle Abende vor Dir mich besuchte.“

„Warum hast Du mir dies nicht vorher gesagt? Ich würde Dich nicht gestört haben.“

„Du hast mich nicht allein nicht gestört, sondern mir

sogar einen Dienst erwiesen; die Gewohnheiten der Frauen arten endlich in Tyrannei aus. An dem Tage, wo ich Deinen Besuch erhielt, sagte ich Julien, daß ich Abends arbeitete und daß sie anstatt Abends früh kommen möchte. Sie hat sich mit diesem Grunde nur mittelmäßig zufrieden gezeigt. Aber da ich fortwährend mich geweigert habe, ihr einen andern anzugeben, so hat sie sich endlich darein fügen müssen. Gestern habe ich sie besucht; sie bestand darauf, mit mir in meine Wohnung zu gehen. Um Frieden zu haben und ihr das Vergnügen zu machen, denn es ist ein gutes Mädchen, führe ich sie hierher; nun fängt das Drama an: Wir treten ein. Sie ging mit dem Lichte in mein Schlafzimmer; ich folge ihr. Der erste Gegenstand, den sie beim Eintritte sah, ist ein Ring. Gehört Ihnen dieser Ring? sagte sie zu mir. — Nein. — Wem denn? — Ich weiß nicht. — Wie, Sie wissen nicht, wem ein Ring gehört, den ich bei Ihnen finde? Das ist stark. — Es ist ein Frauenring, sagte sie, indem sie ihn probirte. Ich verstehe nun, daß dieser Schmuck einer Ihrer Bekanntschaften angehört; ich werde ihn an mich nehmen. Sie werden ihn nicht wieder erhalten, sagte Julie zu mir. — Das wollen wir sehen, antwortete ich ihr. Und ich ergriff ihre schönen Hände, um mich wieder in den Besitz des Ringes zu setzen. Als sie dies

sah, strengte sie sich an, befreite die Hand, in welcher sie den Schmuck hielt und will ihn zum Fenster hinaus werfen, der Ring machte jedoch eine Rückbewegung und fällt in's Zimmer zurück. Ich ergreife ihn und stecke ihn zu mir. — Sie werden mir sogleich sagen, wem dieser Ring gehört, schrie sie, oder ich zerbreche hier Alles. Du mußt nämlich wissen, daß Julie eine schlechte Erziehung genossen hat. — Mein liebes Julchen, sagte ich ihr, wenn Du etwas zerbrichst, so werde ich mich in die Nothwendigkeit versetzt sehen, Dich zur Thür hinaus zu führen. Auf diese Drohung hin wollte sie eine gewisse Würde zeigen und sagte: Mein Herr, wir gehören uns nicht mehr an, leben Sie wohl. — Hätte sie mich ruhig gefragt, woher dieser Ring käme, vielleicht hätte ich ihr, indem ich sorgfältig Deinen Namen vermied, die Wahrheit gesagt und gegen sie die Vermuthung ausgesprochen, welche ich hatte, um so mehr als dieses Mädchen so reizend und liebenswürdig war, wie ich noch nie gesehen habe, so daß sie mir bisweilen als Muster diente; aber sie sprach so aufgeregt zu mir, daß ich zu ihr sagte: Nun, ich will Ihrem Wunsche nicht entgegentreten! — Hierauf öffnete sie einen Schrank, wo sie Wäsche und einige andere Gegenstände hatte, und legte dieselben auf dem Bette zu einem Packet zusammen, welches sie ohne Zweifel nicht

vollendet hätte, wenn nicht noch ein Unfall dazu gekommen wäre. —

„Noch einer!“ sagte Maximilian.

„Noch einer, lieber Freund; womit hat die Eigenthümerin dieses Ringes sich hier die Zeit vertrieben?“

„Ich weiß nicht, ich war nicht mit ihr zusammen.“

„Sie ist allein gekommen?“

„Es scheint so.“

„Hattest Du ihr vorher gesagt, daß Du nicht kommen würdest?“

„Ja, und ich weiß nicht, warum sie gekommen ist.“

„Ohne Zweifel, weil sie vermuthete, daß Du Deinen Entschluß ändern würdest. So wird mir vollständig das Vorgefallene klar.“

„Was ist denn vorgefallen?“

„Ohne Zweifel hast Du sie zu lange warten lassen, sie hat sich gelangweilt und die Schränke untersucht. Sie scheint sehr neugierig.“

„Ich will es nicht bestreiten.“

„So fand sie ein Paar Frauenhandschuhe, versuchte sie an und nahm sie mit, während sie die ihren auf meinem Bette zurückließ.“

„Du kannst denken, welch' Geschrei Julie ausstieß, als sie die Handschuhe einer Andern hier fand und bemerkte,

daß man ihr Eigenthum mitgenommen hatte. Kurz, mein lieber Freund, um die Erzählung zu vollenden, diese gute Julie machte einen solchen Lärm, daß ich mich, ungeachtet es spät in der Nacht war, gezwungen sah, sie fortzuweisen, und daß wir nun mit einander gespannt sind."

„Ein schönes Abenteuer!" sagte Maximilian; „und ich bin Schuld daran."

„Bekümmere Dich nicht; ich bin froh, daß es so gekommen ist. Ein Glück, daß der Ring nicht verloren ging. Ich werde ihn nie vergessen, diesen Ring," fügte Paul hinzu.

Und er stellte ihn dem Baron zu, nachdem er ihn noch ein Mal betrachtet hatte.

„Mein lieber Freund, ich bin trostlos wegen des Vorgefallenen," sagte Maximilian.

„Du thust Unrecht daran, es ist nicht der Mühe werth."

Ungeachtet dieser Antwort hielt der Baron es doch für angemessen, dem Gespräche eine andere Wendung zu geben.

„Was ist das für ein Portrait?" sagte er zu Paul, welcher am Portrait Marcelline's arbeitete.

„Es ist das Portrait einer Frau, welche gestern zum ersten Male bei mir gewesen ist."

„Du arbeitest ja aus dem Kopfe?“

„Ja.“

„Kennst Du denn diese Frau?“

„Ich habe sie nur seit zwei Tagen gesehen; aber sie hat ein so reizendes, feines Gesicht, daß ich dies Portrait ohne sie vollenden werde.“

„Wie heißt sie?“

„Ich weiß es nicht, sie ist mit ihrem Manne hierher gekommen. Sie sagte mir, daß man mich ihr empfohlen hätte, und daß sie nur 1000 Franken an ihr Portrait wenden wollte. Du siehst ein, daß ich klug that, das Anerbieten schnell anzunehmen, und sie gab mir hierauf die 1000 Franken. Zum ersten Male war es mir unangenehm, Geld anzunehmen.“

„Warum denn?“

„Ich weiß nicht, aber es demüthigte mich, Geld anzunehmen, und besonders im Voraus von dieser Frau. Ich fand sie so reizend, so anmuthig schön, daß ich ihr Portrait umsonst geliefert und sie mir gern zum Dank verpflichtet hätte.“

„Du hast das Geld jedoch angenommen?“

„Ja, aber nur auf Andringen ihres Mannes, und weil mir gerade jetzt dieses Geld nöthig war. Dennoch bin ich den ganzen Tag verdrießlich gewesen. Ich nehme

von Frauen nicht gern Geld, und am Allerwenigsten von solchen Frauen."

Es gelang Maximilian diesen Abend sich frei zu machen, und er traf mit der Marquise bei Paul zusammen.

Er gab ihr den Ring und erzählte, was seinem Freunde begegnet war.

„So," sagte Madame de Lys, „er ist gespannt mit seiner Geliebten?"

„Ja, und zwar wegen Ihnen."

„Hat er wieder eine Geliebte?"

„Nein."

Die Marquise schwieg hierauf und überließ sich süßen Träumen, so daß der Baron sie endlich nach der Ursache dieses Schweigens frug.

„Ach!" sagte sie und begnügte sich, Maximilian zuzulächeln, ohne sich weiter in ihren Träumen stören zu lassen.

Während der nächsten Tage ereignete sich nichts von Bedeutung; ein Brief des Marquis kündigte an, daß sich seine Abwesenheit noch weiter hinaus ziehen würde; die Arbeiten Maximilians im Kabinet des Ministeriums nahmen ihren Anfang, und die Vollendung des Portraits Marcelline's ging schnell vorwärts.

Je näher aber das Ende dieser Arbeit heranrückte, arbeitete Paul, welcher im Anfange derselben so großen Eifer zeigte, sie bald vollendet zu sehen, daß er sogar in Abwesenheit Marcelline's daran arbeitete, so langsam als möglich. Er änderte sogar theilweise das Portrait ab, blos um das Vergnügen zu haben, es länger vor sich zu haben, und weil er, wie er sich gegen Madame Delaunay äußerte, nicht wünschte, daß auf diesem Gemälde sich etwas fände, womit er nicht vollkommen zufrieden wäre.

Das Portrait war auch in der That ein Wunderwerk der Aehnlichkeit, des Geschmackes und der Farbenmischung.

Paul gefiel sich in seinem Werke und sah ohne Zweifel, wie alle wahren Künstler, mit Betrübniß den Augenblick sich nähern, wo er sich davon trennen sollte.

Marcelline, welche anfangs glaubte, daß durch dieses Portrait nur ein neues Verlangen ihrer Freundin befriedigt würde, nahm endlich daran Interesse und war über das Geschenk entzückt, welches ihr Diana verehrte. Sie begab sich alle Tage auf die Märtyrerstraße, wenn es auch nicht verlangt wurde, und ein gewisses vertrauliches Verhältniß hatte sich zwischen ihr und dem Maler gebildet.

Ein solches vertrauliches Verhältniß einzugehen, ist

nur bei dem Umgange mit Frauen schwierig, die weder Ideale der Tugend, noch abschreckende Beispiele des Lasters sind. Diese Frauen fürchten stets, daß durch die Nichtbeachtung der ceremoniellen Umgangsregeln, unter welchen sie ihre zweifelhafte Moralität verstecken, die Schattenseiten ihrer Tugend sichtbar werden.

Sie gleichen denen, welche ein seidenes Kleid tragen, dasselbe aber auf der Straße nicht aufzuheben wagen, weil sie fürchten, daß man die Löcher in ihren Strümpfen sieht.

Umgekehrt hingegen, Frauen, welche von den verderblichen Einflüssen des gesellschaftlichen Lebens unberührt geblieben sind, sind stets gutmüthig und übersehen gern die Fehler Anderer, weil sie gegen sich selbst nicht nachsichtig zu sein brauchen.

Diese gehen gern ein vertrauliches Verhältniß mit Männern von Geist und Herz ein, weil sie dadurch, was andere Frauen verwundet, nicht verletzt werden, weil der Aerger, welcher sie sicher macht, unsichtbar und undurchdringlich ist, gleich dem, welchen die Zauberer den Kriegern in den Romanen geben.

Zu dieser Gattung von Frauen gehörte Marcelline.

Auch Paul hatte sich so sehr an ihre Besuche gewöhnt, daß er den Schmerz im Voraus fühlte, welchen

er in dem Augenblicke, wo er sie zum letzten Male sehen sollte, empfinden würde. Alle Arbeiten, die er nach diesem Portrait vornahm, schienen ihm langweilig und unbedeutend. Er bereute es, das Geld angenommen zu haben, welches ihn zu Marcellinen als Abkäuferin in das Verhältniß eines Kunsthändlers brachte. Von einem langweiligen Bürger oder einer lächerlichen Frau, die ihr Portrait wünschen, kann jeder Künstler eine vier Mal den Werth der Arbeit übersteigende Summe ruhig und getrost annehmen, denn das Ungemach, ein häßliches, gemeines und anmaßendes Gesicht vor Augen zu haben, ist durch den einfachen Werth bei Weitem nicht entschädigt. Aber, ein reizendes und liebliches Antlitz zu malen und sich sagen zu müssen, daß diese Frau bezahlt hat und daß sie auf gleicher Linie in dieser Hinsicht mit eitlen Gecken steht, das ist es, was den Künstler unglücklich macht.

Gesetzt, dachte Aubry während der Arbeit, daß der Gedanke in mir aufstiege, dieser Frau den Hof zu machen, ich würde es nicht können. In ihren Augen bin ich blos ein Maler und nur die Maschine, welche ihre Gesichtszüge darstellen soll. In die linke Hand giebt man mir das Geld, und mit der rechten arbeite ich, und habe nur die Verpflichtung, das Gemälde so ähnlich als möglich zu schaffen und nur mein Salair zu verdienen. Schlägt

mein Herz dem Modell entgegen, so muß ich ihm Schweigen auferlegen. Zittert meine Hand, so muß ich sie zur Ruhe bringen. Steigt ein Nebel vor meinen Augen empor, so muß ich ihn zu vertreiben suchen. Gefällt es dieser jungen und schönen Frau, mir ihre Arme und ihre Brust zu zeigen, so muß ich Alles zeichnen, ohne Verlangen darnach zu empfinden; denn bei der geringsten Aeußerung dieses Verlangens könnte sie mir antworten: „Ich habe bezahlt; was verlangen Sie mehr?“ Kurz, ich bin ihr verpflichtet, während sie selber mir fremd bleibt.

Es gab Momente, in denen Paul, wenn diese Gedanken seinen Kopf durchkreuzten, noch die 1000 Franken, welche er empfangen hatte, zu besitzen wünschte, um sie Marcellinen zurückgeben und sie um die Erlaubniß, ihr Portrait umsonst oder überhaupt gar nicht zu malen, bitten zu können.

Unglücklicher Weise aber hatte einen großen Theil des Scheines das Gericht erhalten, Fräulein Julie hatte sich auch bedacht und wenigstens den vierten Theil hatte Paul seiner Mutter geschickt.

Sei es aus Sympathie, sei es daß sie die Gedanken des jungen Mannes errathen hatte, Marcelline suchte sich ihre Besuche so süß und angenehm als möglich zu machen. Während Paul immerwährend von dem Bewußtsein

bedrückt wurde, daß er bezahlt sei, schien sie diesen Umstand vollständig vergessen zu haben.

Alle Augenblicke stand sie auf, betrachtete das Gemälde und bewunderte laut die Schönheit des Portraits, indem sie versicherte, noch nie etwas so Vollkommenes gesehen zu haben, und sich mit Anmuth für eine Schuldnerin des Malers erklärte.

Aber alles Dies war für Paul nicht genügend.

In manchen Augenblicken hoffte er, daß ihn Marcelline zu einem Besuche einladen würde, jedoch nicht wie jede andere Mannsperson, sondern in seinem Berufe als Maler; aber Marcelline sagte nichts, und Paul wußte weder ihren Namen noch ihre Wohnung; nicht weil Marcelline absichtlich Beides verschwiegen hatte, sondern weil sie diese Mittheilungen für unnöthig hielt und daneben fürchtete, daß der Maler durch dieselben früher oder später erfahren möchte, daß sie die Freundin Diana's und letztere die Geliebte Maximilians wäre, und kurz, welchen Umständen er diese Arbeit zu verdanken habe.

Wie man sieht, war dieses Verhalten Marcelline's weniger ihrer Verschwiegenheit, als vielmehr ihrem Zartgefühl zuzuschreiben.

Eines Tags jedoch frug Paul, welchem es höchst

peinlich war, in solcher Unkenntniß länger zu bleiben, Marcellinen:

„Wo soll ich dies Portrait, wenn es fertig ist, hinschicken?“

„Der Rahmenverfertiger wird es holen,“ antwortete ruhig Marcelline, „und dann zu mir bringen.“

An demselben Tage änderte Paul eine Falte des Kleides und einen Theil des Corsets ab, und antwortete, als ihn Marcelline nach der Ursache frug, trocken:

„Es war mißlungen.“

Marcelline und ihr Mann, welche diese Aengstlichkeit nicht begreifen konnten, sahen sich verwundert an, und Marcelline mußte noch eine Weile als Modell ruhig sitzen bleiben.

Daß Herr Delaunay seine Frau täglich begleitete, tröstete Aubry einigermaßen.

Denn daraus folgerte er, daß Herr Delaunay ihn wie jede andere Mannsperson betrachtete und seine Frau nicht allein mit ihm zusammen lassen wollte. Es konnte dies auch anzeigen, daß Herr Delaunay Vergnügen darin fand, Aubry arbeiten zu sehen, und nichts Besseres vorzunehmen wußte; der Maler hielt sich aber lieber an die erstere Vermuthung, die seiner Eigenliebe schmeichelte.

Eines Tages, in der Stunde, wo Marcelline und

ihr Mann gewöhnlich kamen, klingelte es, und als Paul öffnete, stand Marcelline allein vor der Thür.

„Sie kommen ja allein, Madame?“ frug Aubry.

„Ja,“ antwortete Marcelline, „mein Mann konnte heute nicht mit gehen.“

„So hätte ich mich doch getäuscht,“ dachte Paul und setzte sich schnell an die Arbeit.

Während der Betrachtung des reizenden Gesichts Marcelline's aber, entschloß er sich allmählig, ein Gespräch anzuknüpfen, welches bei der Abwesenheit ihres Ehemannes den Schein der Vertraulichkeit erhielt, wie jede Unterhaltung, welche zwischen zwei jungen Leuten, die noch ein jugendliches Herz haben, stattfindet.

Dieser Besuch verging so schnell wie eine Minute, und als es sechs Uhr schlug, dachte Madame Delaunay noch nicht an's Fortgehen, obschon sie alle Tage vor dieser Stunde fortging.

Als sie fort war, setzte sich Aubry wieder auf seinen Sessel, dem Portrait gegenüber und betrachtete es lange Zeit. —

„Hier ist die Kunst ohnmächtig,“ sagte er, „ich werde dieses schöne Gesicht niemals so zeichnen können, als es in der Wirklichkeit ist.“

Und er betrachtete eine Zeitlang fortwährend dieses

Gemälde, welches ihm zulächelte, und kleidete sich hierauf an, um auszugehen; aber er war zerstreut, und ohne zu wissen warum, überließ er sich süßen Träumereien, während er die Pantalons und seine Stiefeln in der Hand hielt.

Es war fast acht Uhr, als er ausging. Und es war auch die rechte Zeit, denn 10 Minuten später stieg die Marquise vor seiner Thür aus dem Wagen.

Seit einigen Tagen hatte Maximilian nur zwei Mal sich losmachen können, und dabei mehr diplomatische Kunst anwenden müssen, als ihm als Gesandtschaftssecretair nothwendig war.

Diana hatte so zu sagen das Außenbleiben des Barons weniger beachtet.

Wir haben oben von der Umänderung gesprochen, welche in ihrem Innern vorgegangen war, und von dem Vergnügen, welches sie empfand, wenn sie zwei Stunden lang in diesem Atelier träumen konnte, wo Niemand, selbst nicht der eigentliche Bewohner desselben, sie beobachten und vermuthen konnte, was sie that.

Diesen Abend betrachtete Madame de Lys lange Zeit das Portrait ihrer Freundin, und sie konnte folgende Bemerkung nicht unterdrücken:

„Es ist sonderbar! niemals hätte ich geglaubt, daß

Marcelline so schön sei; und doch ist dies Portrait sehr ähnlich; aber ich bin doch schöner," fügte die eitle, junge Frau hinzu, indem sie sich in einem Spiegel betrachtete und lächelte.

Und in Wahrheit, Diana war reizender und selbst schöner als Marcelline, in ihren Zügen war aber der Stolz der auf sich eingebildeten, sich bewußten Schönheit zu lesen, während ihre Freundin die Anmuth und Bescheidenheit der Reize besaß, welche sich im Stillen geltend machen.

Ein Dichter des 18. Jahrhunderts hätte die Eine mit der stolzen Rose, und die Andere mit dem bescheidenen Veilchen verglichen.

Der Leser wird sich ohne Zweifel über diese neuen Zerstreuungen der Marquise wundern, denen sich dieselbe bereits so weit hingegeben hatte, daß sie sich ihrer Gefühle nicht mehr klar werden konnte, sie, welche sich bisher darüber mit der Klarheit müssiger Seelen Rechenschaft gegeben hatte, die dem Schauspiele ihres eigenen Lebens als gleichgiltige Zuschauer beiwohnen.

Uns selber dürfte es fast unmöglich sein, das, was in der Seele Diana's vorging, zu analysiren.

Was allein mit Bestimmtheit zu sagen war, ist, daß sie eine Umänderung ihres ganzen Wesens erfahren

hatte, und daß, wie ihr schon Marcelline gesagt hatte, sie ihre Gefühle eben so oft wechselte, wie ein Kranker die Lage in seinem Bette, um einen Platz endlich zu finden, der ihm behagt.

Der Leser hat gewiß Kinder ohne Ursache weinen sehen; ihre Mutter bietet ihnen Spielzeug an, sie weisen es von sich; sie schlägt ihnen einen Spaziergang vor, sie wollen nichts davon wissen; sie umarmt sie, um sie zu besänftigen, sie weinen noch heftiger; endlich fragt sie, was sie wünschen, und sie antworten, indem sie noch stärker schreien, daß sie es selbst nicht wissen. Die Marquise machte es gerade so.

Kam sie nicht alle Abende zu Paul? Zu welchem Zwecke! Sie hätte es nicht angeben können. Erwartete sie etwa Maximilian? Nein. Wünschte sie Aubry zu sehen? Wäre er eingetreten, sie hätte sich vielleicht geflüchtet; vielleicht auch hätte sie ihm, wie wir schon gesagt haben, die Hand gereicht. Wollte sie fortgehen oder bleiben?

Ihre einzige Antwort konnte nur sein, daß sie allem dem, was ihr zu thun frei stand, ihr wirkliches Verhalten noch vorzog.

Hätte Jemand Dianen die Frage vorgelegt, welche sie sich selbst noch nicht gestellt hatte, sei es aus Furcht,

daß sie dieselbe nicht zu beantworten wüßte, sei es, daß sie das Geheimniß unwillkürlich durchschaute, die Frage nämlich: Lieben Sie Aubry? so würde sie geantwortet haben: Das dürfte leicht möglich sein; ich habe niemals geliebt, aber ich habe niemals heftiger das empfunden, was ich jetzt empfinde.

„Aber Sie haben diesen jungen Mann niemals gesehen," würde man ihr entgegnen.

„Wohl wahr. Aber warum fühle ich mich so glücklich, wenn ich bei ihm bin; und wenn ich nicht mehr dort bin, warum bin ich mit dem beschäftigt, was er thut? Warum erklingt, wenn ich schlafe, sein Name in meinen Ohren? Warum würde es mir den größten Kummer verursachen, wenn er Schmerz empfände? Und warum endlich würde ich Trost darin finden, diesen Schmerz mit ihm zu theilen?"

„Das kommt ganz einfach, Frau Marquise," würde ich Diana antworten, wenn sie an mich diese Frage gerichtet hätte, „daher, daß einem Manne in den Augen einer Frau nichts größere Geltung verschafft, als die Gewißheit, daß dieser Mann von einer jungen und schönen Dame sehr geliebt worden ist, und daß Sie den Beweis haben, daß Bertha schön war und Aubry heftig liebte.

„Das kommt ferner daher, daß die Frauen nichts lieber thun, als zu beschirmen, und daß es in Ihrer Macht gestanden hat, Paul zu beschirmen, als Niemand daran dachte, sich seiner anzunehmen.

„Dies kommt daher, daß, während Sie einen Brief, den der Maler seiner Mutter schrieb, lasen, Sie, Skeptiker der Theorie nach und gleichgiltig aus Gewohnheit, eine Thräne auf diesen Brief haben fallen lassen, eine Thräne, welche nicht allein aus Ihren Augen, sondern aus Ihrem Herzen strömte, und daß Nichts in der Welt diese Blume, welche Liebe heißt, geschwinder aufblühen läßt, als der Thau, den man Thränen nennt.

„Dies kommt daher, daß Ihre Zusammenkünfte mit Maximilian Ihrem Geiste nur einen unbedeutenden Genuß gewährt haben, und daß Sie fühlen, wie früher oder später die Frau anders als zur Zerstreuung lieben muß.

„Und jetzt, wenn ich an Ihrer Stelle wäre, Frau Marquise," würde ich hinzugefügt haben, „würde ich zu erfahren suchen, was ich von diesen neuen Eindrücken zu halten hätte, und würde ein Mittel ausfindig zu machen suchen, um Aubry zu sehen, ohne daß er wüßte, wer ich bin, denn es könnte sehr wohl sein, daß Sie ein Gefühl für Liebe hielten, was sich nur in bloße Neugierde auflös't." —

Sechs Wochen waren ungefähr seit der Zeit, wo Maximilian die Gastfreiheit Pauls in Anspruch genommen hatte, verflossen, als der Baron eines Morgens zu Aubry kam.

„Ich wollte Dir danken," sagte er zum Maler, „und Dir das volle Recht an Deiner Wohnung wieder einräumen."

„Du hast Dich entzweit mit ihr?"

„Nein, ich reise fort, als Attaché der russischen Gesandtschaft. Es ist dies eine Idee meines Vater, der Alles erfahren hat."

„Durch wen?"

„Durch Vater Fremy, den alten Verräther."

„Und wann hat Dein Vater von der Verrätherei meines Portiers Dich in Kenntniß gesetzt?"

„Gestern Abend."

„Ah! ... wirklich!" sagte Aubry.

„Also, lieber Freund, bist Du wieder ausgesöhnt mit Julien, und wünscht sie Abends zu Dir zu kommen, so kannst Du sie zufrieden stellen, Du bist uns jetzt los."

„Wir sind immer noch entzweit; jedoch hat sie mir geschrieben, sie langweilt mich aber."

„Hast Du wieder eine neue Liebschaft?"

„Vielleicht."



„Nun, ich gratulire.“

„Was sagt Deine Geliebte zu Deiner Abreise?“

„Sie weiß noch nichts.“

„Wie wird sie diese Nachricht aufnehmen?“

„Die arme Frau!“ sagte Maximilian, welcher, obschon er fast vom Gegentheile überzeugt war, seinen Freund glauben machen wollte, daß er angebetet würde. „Die arme Frau! ich weiß wahrhaftig nicht, wie ich ihr diese Nachricht beibringen soll. Du wirst mir wohl mein Vergehen entschuldigen?“ fügte der Baron hinzu.

„Ich zürne Dir nur aus Einem Grunde, nämlich deshalb, weil Du fortwillst,“ sagte Aubry.

Die beiden Freunde umschlangen sich und nahmen Abschied von einander.

Maximilian begab sich hierauf zur Marquise.

Er hatte sich seit langer Zeit nicht bei ihr vorgestellt, aber er wußte, daß der Marquis von Paris abwesend war; und die heutige Nachricht erlaubte ihm diesen Besuch.

Diana war durch Maximilians Abreise empfindlicher getroffen, als er es geglaubt hätte.

Sie weinte. Nun! gestehen wir es, unter den Thränen, welche sie vergoß, mag auch manche für Maximilian geflossen sein. Eine Abreise ist stets ein so trau-

riges Ereigniß, daß man sich gerührt fühlt, selbst wenn man Fremde fortgehen sieht.

Diese Trennung jedoch führte für die Marquise die Freiheit ihres Herzens herbei, eine Freiheit, wornach sie unwillkürlich ein Bedürfniß fühlte, und unter ihren Thränen, welche, wie sie wohl wußte, nicht lange fließen sollten, blühte eine geheime Freude auf.

Auch Maximilian weinte; sein Kummer war jedoch nicht so groß, als man glauben konnte.

Zum Hohne unserer ärmlichen Menschennatur wollen wir zugestehen, daß Maximilian, welcher zu der Klasse jener unbedeutenden Menschen gehörte, denen man häufig in Gesellschaften begegnet, eine Zeitlang geglaubt hatte daß seine Zerstreuung mit Madame de Lys einen großen Platz in seinem Leben einnehmen würde, und daß er wirklich in die Marquise verliebt war; ... nachdem der erste Rausch jedoch verflogen war, hatte der Baron, ohne anfangs daran glauben zu wollen, bemerkt, daß, wie klug auch die Marquise sich bisher gezeigt hatte, sie ihm doch nicht mehr Zuneigung einflößte, als andere weniger kluge, anständige und schöne Frauen, welche er geliebt oder zu lieben geglaubt hatte.

Nur ein Band hielt die Liebe in dem Herzen des Barons fest, es war die Eitelkeit; aber auch dieses Band

wurde aufgelöst. In der That, wenn Maximilian von diesem schönen Glücke Jedem hätte erzählen können; wenn er, statt alle Abende Dianen im Atelier Pauls geheimnißvoll zu sehen, sie in ihrer Wohnung gesehen hätte; wenn man in Gesellschaft ihn als ihren Geliebten bezeichnet hätte, vielleicht hätte der Graf von Seiten seines Sohnes mehr Widerstand gefunden. Aber abgesehen davon, daß die Marquise für Maximilian keine große Zuneigung empfand, so zog dieser für seine Eigenliebe keinen Nutzen aus dieser Liebschaft, und für den Baron und Viele seinesgleichen, für welche die Liebe einer Frau, wie der Marquise, das einzige Verdienst in der Welt ist, worin sie leben, war diese Liebe ohne alle Folgen.

Maximilian blieb allein der Trost, einst, wenn Diana andere Liebschaften haben würde, sich sagen zu können:

„Mich hat sie zuerst geliebt," und die Briefe aufzuweisen, welche er von ihr empfangen hatte.

Dieser Nachgedanke war unzweifelhaft eine sehr große Unzartheit; aber die Welt gefällt sich in solchen Unzartheiten.

Wie wir soeben bemerkten, so betrübte diese Abreise Dianen deshalb, weil sie ihr täglich eine oder zwei volle Stunden der lieblichsten Träumereien, woran sie

sich schon ziemlich gewöhnt hatte, und welche endlich eine Veränderung in ihrem Ideenkreise hervorbrachten, raubte.

Die Marquise war auch ziemlich betrübt, als Marcelline sie um fünf Uhr besuchte.

„Was fehlt Dir denn?" frug Madame Delaunay ihre Freundin, welche in eine tiefe Melancholie versunken war.

„Maximilian ist abgereis't.

„Auf lange Zeit?"

„Ich weiß es nicht."

„Das verstimmt Dich? Wer hätte dies je geglaubt?" sagte Marcelline lachend.

„Du," entgegnete Diana, „bist immer vergnügt?"

„Wie Du siehst."

„Woher kommst Du?"

„Von Deinem Maler."

„Und wie steht es mit Deinem Portrait?"

„Es wird bald fertig sein. Willst Du es morgen mit mir ansehen?"

„Begleitet Dich Dein Mann?"

„Nein."

„Du gehst allein zu diesem jungen Manne?"

„Warum nicht. Ich glaube selbst, daß er mir ein

wenig den Hof macht, aber ohne Zweifel um die Zeit des Besuchs schneller verfließen zu lassen.“

„So!“ sagte Diana, Marcellinen anblickend; „er macht Dir den Hof?“

„Wie alle Männer den Frauen den Hof machen. Warum siehst Du mich so an?“

„Ich habe keinen Grund dazu,“ sagte Madame de Lys heftig. „Es ist nicht zu verwundern, daß Herr Paul Dir den Hof macht, Du bist ziemlich schön dazu.“

„Was hast Du denn? Wie verstimmt Du heute bist.“ —

„Ich habe Dir soeben den Grund davon gesagt.“

„Nun, wirst Du morgen mit mir gehen?“

„Nein.“

„Lebe wohl, mein Mann erwartet mich.“

Marcelline ging fort.

Die schlechte Laune der Marquise dauerte fort.

Abends wurden alle Diener nach einander ausgescholten.

Diana schlief schlecht.

Am folgenden Morgen schrieb sie an Marcellinen:

„Ich habe mir Alles überlegt, sage mir, zu welcher Stunde Du zum Maler gehst, ich will Dich begleiten.“

Madame Delaunay antwortete Dianen, daß sie um Ein Uhr kommen möchte.

Die Marquise warf sich in ein liebliches Morgen-Negligée, stieg in ihren Wagen und fuhr zu Marcellinen auf Besuch.

Vater Fremy war sehr stolz darauf, einen mit einem Wappen gezierten Wagen vor seiner Thür halten zu sehen, und er erkannte in der einen der zwei Damen, welche ausstiegen, nicht die verschleierte Dame wieder, der er mehrere Male den Schlüssel Aubry's zugestellt hatte.

Diana und ihre Freundin durchschritten den Garten, welcher, seiner letzten Blätter beraubt, schmucklos sich zeigte.

Vor der Thür Pauls angekommen, empfand die Marquise ein so heftiges Herzpochen, daß sie in dem Augenblicke, wo Marcelline klingeln wollte, deren Arm zurückhielt.

„Laß mich Athem holen,“ sagte sie; „ich bin so schnell gegangen, daß ich ganz erschöpft bin.“

Eine Minute später klingelte Marcelline.

Paul öffnete. Er war wie gewöhnlich nur mit Pantalons und einer Weste begleitet; als sich Marcelline später setzte, war er galanter und zeigte selbst eine gewisse Sorgfalt in seinem Negligée.

Paul hatte schöne, schwarze Haare, einen angenehmen, stolzen Blick und eleganten Bart; kurz, Paul war ein schöner Mann, mit einer tiefen Melancholie im Auge und einer großen Anmuth im Lächeln.

Diana erfaßte diese Einzelheiten mit Einem Blicke und der Maler schien ihr so zu sein, wie sie sich ihn vorgestellt hatte, denn indem sie ihn sah, sagte sie sich gleich:

„Das ist er ganz gewiß!“

Aubry war etwas bestürzt, als er Marcellinen in Begleitung einer Fremden sah und machte den beiden Damen höflich sein Compliment.

„Meine Freundin hat gegen mich dies Portrait so sehr gerühmt, mein Herr,“ sagte sie zu Paul, „daß ich nicht länger zu warten vermochte und mich entschloß, auf die Gefahr hin, unbesonnen zu handeln, sie heute zu begleiten.“

Paul verneigte sich auf dieses Compliment hin und stellte sich so bescheiden als möglich.

Diana gab sich den Anschein, als sähe sie das Portrait zum ersten Male.

„Es ist sehr schön,“ sagte sie zu Paul.

Und weil sie dem Verlangen nicht widerstehen konnte, Aubry zu verstehen zu geben, daß er ihr, ohne

ihn zu kennen, eine Wohlthat zu verdanken habe, so fügte sie hinzu:

„Und ich freue mich um so mehr, als ich meiner Freundin erst den Rath gegeben hatte, bei Ihnen sich portraitiren zu lassen.“

„Welchem Umstande verdanke ich diese Gunst, Madame?“ frug Aubry.

„Ihrem Talente, mein Herr, welches ich kannte; obschon es nicht unser Beruf ist, so beschäftigen wir uns doch etwas mit der Kunst. Ich besitze selbst ein herrliches Gemälde von Ihnen, welches ganz kürzlich gekauft worden ist.“

„Sie, Madame, haben dieses Gemälde?“ sagte Aubry und betrachtete die Marquise.

„Ja, mein Herr. Mein Mann ist ein feuriger Verehrer Ihrer Arbeiten, und wenn es Ihnen paßt, so werde ich Ihnen vier große Gemälde für meinen Speisesaal auftragen. Aber vorher müssen Sie mich besuchen und das Maß dazu nehmen, nicht wahr?“

Fast wider ihren Willen sprach die Marquise so freundlich, indem eine stärkere Triebfeder als ihr Wille ihr diese Sprache eingab.

„Ich werde Ihrem Befehle nachkommen, Madame,“ antwortete der Maler.

„Morgen wirst Du also nicht hierher kommen," sagte Diana zu Marcellinen, „und Sie, mein Herr, werden mich besuchen, wenn es Ihnen paßt."

Aubry setzte sich und arbeitete am Portrait der Madame Delaunay fort.

Obschon er von diesem unerwarteten Besuche Vortheil hatte, so schien er über die Anwesenheit der Marquise doch unzufrieden.

Diese beobachtete ihn und sah seinen Blick mit heißerem Verlangen auf Marcellinen ruhend, als sich gewöhnlich der Blick eines Malers auf sein Modell hinwendet.

„Er liebt sie," dachte sie, konnte sich aber von den Gefühlen, welche bei diesem Gedanken sie aufregten, keine Rechenschaft geben.

Sie machte sich Vorwürfe, daß sie Marcellinen mit einem Auftrage betraut hatte, den sie selbst hätte ausführen können, und sie fühlte sich in manchen Augenblicken geneigt, ihre Freundin zu hassen, bei dem geringsten Zeichen von Einverständniß, welches sie zwischen ihr und Aubry zu finden glaubte.

Offenbar war sie eifersüchtig auf diesen jungen Mann und sah es ungern, daß er nur Marcellinen seine Aufmerksamkeit zu schenken schien.

„Ich werde sie überwachen," sagte sie zu sich; „wenn sie ihren Mann hintergeht, so handelt sie unrecht."

Herr Delaunay konnte keinen treueren Spion als die Marquise haben.

Nach einer Weile nahmen die beiden Damen von Paul Abschied, indem Marcelline den nächsten Besuch auf übermorgen festsetzte, Diana aber ihn erinnerte, daß sie ihn morgen um zwei Uhr erwarten würde.

Die Marquise versank im Wagen in so tiefe Träume, daß sie zu Marcellinen bis zu deren Wohnung kein Wort sprach.

Zwei oder drei Male jedoch war sie im Begriff gewesen, ihre Gedanken mitzutheilen; aber diese Gedanken waren fast Geständnisse, und ohne zu wissen warum, wollte Diana ihrer Freundin nichts eingestehen und bereute es sogar schon, sie in die Briefe Maximilians und ihre Liebschaft mit dem Baron eingeweiht zu haben.

Sie ahnte, daß ihr erster Schmerz ihr durch Marcellinen verursacht werden würde.

Etwas leidend kam sie in ihrer Wohnung an.

Sie fühlte Nervenschwäche und aß nichts zu Mittag. Abends weinte sie.

Sie befahl, daß man anspannte, indem sie auszufahren wünschte, während sie ihren Entschluß geändert

hatte, als man ihr ankündigte, daß der Wagen bereit stünde.

Langweilige Besuche machten sie noch verdrießlicher.

Diese Nacht schlief Diana eben so unruhig, wie die vorhergehende.

Diese Folgen hatte ihr erster Besuch.

Wir wollen nun sehen, welchen Eindruck er auf Aubry machte.

„Meine gute Cäcilie, Gott schützt uns; sei nur recht besorgt um meine Mutter, die Vorsehung verläßt uns nicht.

„Heute besuchte mich eine vornehme, sogar eine sehr vornehme Dame, zu welcher ich morgen kommen soll und welche mir eine große Arbeit aufgetragen hat.

„Sage meiner Mutter, daß, wenn es so fort geht, sie in einigen Monaten das kleine Haus, wornach sie so großes Verlangen hat, besitzen wird.

„Ich umarme und küsse Euch Beide im Geiste.“

Den folgenden Tag um zwei Uhr stand Paul an der Thür Diana's.

„Wäre doch ihre Freundin da!“ dachte er und klingelte.

Seit früh war Diana mit dem Besuche Pauls beschäftigt.

Der Zustand, in welchem sie sich seit einiger Zeit befand, war für sie so ungewöhnlich, sie war sich so wenig dieser Träumereien, dieser schlaflosen Nächte, dieser Gedanken, dieser immerwährenden Beschäftigung, deren Ursache ein Fremder und sogar ein Unbekannter war, bewußt, daß es Augenblicke gab, wo sie sich für närrisch hielt. —

Sie hatte diesen Mann zu sehen gewünscht, mit welchem sich ihre Gedanken unaufhörlich beschäftigten. Sie hatte ihn gesehen, und fand sich in ihren Erwartungen nicht getäuscht; deshalb aber verwünschte sie bei dem Gedanken, daß Paul sie lieben könnte, ihre Freundin, frug, eine Schönheit ohne Gleichen, fortwährend ihren Spiegel, und fand sich nicht schön genug für den erwarteten Besuch.

Uebrigens war der Entschluß Diana's gefaßt, sie hatte sich entschlossen, sich von der Unruhe, welche sie quälte, zu befreien, durch welches Mittel dies auch geschähe.

Aubry war weit entfernt zu ahnen, was in der Seele Diana's vorging.

Er blickte schnell um sich, bemerkte aber die Person nicht, welche er suchte.

Die Marquise begrüßte den Maler anmuthig und sagte zu ihm:

„Ich bin Ihnen, mein Herr, wegen Ihrer Pünktlichkeit sehr verbunden.“

Paul verneigte sich und Diana bat ihn, Platz zu nehmen.

Madame de Lys gehörte zu den Frauen, welche, unfähig der Langeweile zu widerstehen, außer Stande sind, einem Verlangen Trotz zu bieten. Je mehr sie Paul betrachtete, desto mehr schien es ihr, daß ihr Glück von diesem Menschen abhing, und mit der Ungeduld, welche den Frauen bei Befriedigung ihrer geringsten Launen eigen ist, hätte sie fast gewünscht, daß er sich zu ihren Füßen warf und ihr sofort seine Liebe gestand, woran der Maler nicht im Mindesten dachte.

Die Marquise jedoch hatte Aubry nicht kommen lassen, um mit ihm wegen der Gemälde für ihren Speisesaal zu sprechen und ihn dann zu verabschieden; auch sprach sie selbst von der Arbeit, welche sie ihm am vorigen Abende aufgetragen hatte, gar nicht. Sie fühlte sich glücklich, diesen Mann sprechen zu hören und sich von seinem Geiste, seiner Beredsamkeit und seinem Talente überzeugen zu können.

Im Anfange der Unterredung hatte sie gefürchtet,

daß Paul sich lächerlich oder ängstlich zeigen würde. Sie wußte nicht, daß der Künstler ein Weltmann war, und sie hätte sich ernstlich bekümmert gefühlt, wenn der Maler ihre Erwartungen auf irgend eine Weise nicht befriedigt hätte.

Aber Paul sprach mit der Marquise über alle Gegenstände nicht allein mit Sachkenntniß, sondern auch mit einer zierlichen Ausdrucksweise.

Nachdem diese Prüfung überstanden und Paul von Dianen als ein Mann von Geist und Geschmack erkannt worden war, handelte es sich darum, in sein Geheimniß einzudringen und jene ewige Angelegenheit des Herzens zu berühren, was stets der Fall ist, wenn ein junger Mann und eine junge Dame eine Stunde lang zusammen sich unterhalten.

„Sie arbeiten also fleißig?“ sagte die Marquise.

„Ja, Madame,“ antwortete Paul, „und ich habe sogar bemerkt, daß die tägliche Arbeit, anstatt langweilig zu werden und Zerstreuungen zu fordern, im Gegentheile eine fortwährende Zerstreuung für jede Langeweile ist, die man empfinden kann.“

„Diese Zerstreuungen jedoch, welche Sie zu verabscheuen scheinen, versagen Sie sich gewiß nicht ganz und gar. Haben Sie Freunde?“

„Nein.“

„Aber um weniger Egoist zu sein, hat jeder Mensch ein Herz nöthig, in welches er das seinige ein wenig ausschütten kann.“

„Ich habe meine Mutter,“ sagte Paul mit einem gewichtigem Tone:

„Wohnt sie bei Ihnen?“ frug die Marquise.

„Nein, Madame, sie wohnt auf dem Lande, wo mein Vater gestorben ist. Ich schreibe ihr oft, und sollte ich auch kindisch erscheinen, so gestehe ich, daß ich nur an den Tagen Freude finde, wo ich Briefe von ihr erhalte.“

„Es zeigt ein edles Herz,“ sagte die Marquise, wider ihren Willen durch den Ton gerührt, mit welchem Aubry von seiner Mutter sprach; „diese kindlichen Eigenschaften,“ fuhr sie lächelnd fort, „so sehr sie sich auch geltend machen mögen, schließen die übrigen Forderungen des Herzens nicht aus. Man kann seine Mutter lieben, und dennoch immer noch Liebe empfinden. Besonders wenn man Künstler ist.“

„Sie glauben also, Madame,“ entgegnete Paul lächelnd, „daß die Künstler von den andern Männern verschieden sind?“

„Man sagt es.“

„Offenbar mit Unrecht. Abgesehen von dem Ver-

mögen, welches sie in einem geringen Maße besitzen, und der Phantasie, welcher sie sich in desto höherem Grade erfreuen, so versichere ich Sie, daß sie sehr den Männern gleichen, welche Sie, Madame, in Ihren Salons sehen."

„Und Sie scheinen diese sehr zu verachten, wenn ich die verächtliche Miene, mit der Sie von ihnen sprechen, richtig verstehe."

„Ich verachte sie nicht, Madame."

„Sie würden damit dennoch kein Unrecht thun. Die Künstler sind dem zu Folge also Puritaner?"

„Ich will das nicht behaupten."

„Sie empfinden seit Raphaël und Fornarina keine Liebe mehr?"

„Ich gestehe, daß das Resultat dieser Liebe vielleicht zur Ueberlegung künftig hätte auffordern können; aber da ich kein Raphael bin, so liegt in dieser Geschichte keine Lehre für mich. Ich weiß zwar nicht, wie es bei Andern ist, aber ich weiß, daß ich nur Eine Art von Liebe kenne."

„Und welche ist das?"

„Die ernste Liebe."

„Ich billige es vollkommen."

„Doch," fuhr die Marquise fort, welche sich der

Pantoffeln Julia's erinnerte, „Sie haben gewiß auch schon andere Liebe, als die ernste empfunden?"

„Ja; aber diese Liebe fühlte ich in Ermangelung sittlicher Eigenschaften für physische Schönheit; und was diese Liebe suchte, war der Künstler und nicht der Mann, das Auge und nicht das Herz."

„Sie entschlugen sich derselben also ohne Bekümmerniß?"

„Ohne Schmerz."

„Wenn diese Liebe aber aufrichtig erwiedert wurde? Mußte nicht der Gegenstand Ihrer Liebe darunter leiden?"

„Ich halte im Allgemeinen nicht viel von der Liebe der Frauen, und glaube überhaupt nicht an die Liebe derjenigen, von denen wir sprechen."

„Warum schenken Sie der Liebe der Frauen keinen Glauben?"

„Weil ich noch keine Frau einen Mann so habe lieben sehen, wie er geliebt werden muß. Die Frauen handeln in ihrer Liebe stets egoistisch. Alles, was sich nicht auf sie bezieht, ist ein Raub, den man an ihnen begeht. Sie sind auf Alles eifersüchtig, auf die Idee, welche wir haben, auf die Zeit, welche wir ihnen nicht widmen, auf das Werk, welches wir vollenden. Anstatt den Künstler seinen Gedanken nachgehen zu lassen und ihm, die Hand

bietend, den Weg, welcher ihn in's wirkliche Leben zurückführen soll, süß und angenehm zu machen, veranlassen sie ihn fast immer, in seiner Arbeit Zerstreuung für seine Liebe zu suchen, statt in der Liebe Erholung von seiner Arbeit zu finden. Die Frau ist ein erhabenes Wesen, sie ist die Urne, in welcher Gott die reinsten Gefühle der Seligkeit vereinigt hat, sie ist der wunderbare Complex aller Schönheit und aller in der Natur sich offenbarenden Phantasie; aber unzweifelhaft mangelt den Frauen, welche lieben, die Einsicht. Man könnte sagen, daß ihr Herz, zu enge um das Uebermaß der Liebe in sich zu fassen, sich der Organe des Verstandes bemächtigt. Die Frauen lieben, aber verstehen es nicht."

„Auf diese Art müssen Sie geliebt worden sein, um die Theorieen kennen zu lernen, welche Sie mir eben auseinandersetzen," sagte Diana, welche Paul Veranlassung geben wollte, von Bertha zu sprechen.

„In Wahrheit, Madame, ich habe einmal eine Frau gefunden, welche mir alle Eigenschaften in sich zu vereinigen schien, die bei Frauen nur zu finden sind.

„Sie war jung, sie war schön, sie war ein Muster von weiblicher Anmuth. So oft ich einen Typus jungfräulicher Glorie oder reiner Liebe nöthig hatte, stellten sich ihre Züge meinem Geiste dar und wider meinen Willen

zeichnete ich die Formen, welche in meinem Gedächtnisse sich verkörperten. Kurz, ich liebte diese Frau und sie liebte mich. Meinetwegen verließ sie Alles, sie verließ ihren Gatten, sie brach mit ihrer Familie. Dennoch hat mich diese Frau eben so unglücklich gemacht, wie eine Frau, welche mich gehaßt, und sich es zum Vorsatze gemacht hätte, mich schmachten zu lassen.

„Ewig mißtrauisch, war sie ewig traurig. Sie sah nicht ein, was ich eben sagte, daß es nämlich Momente giebt, wo der Künstler, so heftige Liebe er auch empfindet und wie geliebt er auch ist, mit seinen Gedanken allein sein muß, welche eifersüchtiger als alles Andere sind und unbarmherzig wieder entschwinden, wenn man sie bei ihrem Erscheinen unbeachtet und unbenutzt läßt.

„Wenn ich zu dieser Frau eine Viertelstunde später, als festgesetzt war kam, fand ich sie in Thränen sich badend; sie trocknete in Eile ihre Augen und machte mir keinen Vorwurf, aber ihre Augen waren unruhig und unter ihrer scheinbaren Fröhlichkeit verbarg sich düsterer Unmuth oder Argwohn. Ihr Gesicht war der reine Spiegel der Empfindungen ihrer Seele.

„Die Zeit, welche ich mit ihr verlebte, verursachte anfangs Anstrengung, dann Langeweile, zuletzt Qual; ich arbeitete nicht mehr; endlich, so sehr ich sie auch liebte, so

sehr ich auch davon überzeugt war, daß das Glück meines Lebens von ihr abhinge, nahm ich doch das Opfer an, welches sie mir brachte. Sie verließ Frankreich, selbst Europa, um zwischen ihre Liebe und mich die größtmöglichste Entfernung zu setzen; ich hielt sie nicht zurück."

„Sie lieben diese Frau nun nicht mehr?"

„Nein, Frau Marquise, nur Freundschaft, glaube ich, hege ich noch. Das ist das letzte Herzensbündniß, welches ich eingehen wollte."

Diana sah Paul an; er hatte ihr seine Seele enthüllt, als wenn er das geheime Verlangen der Marquise verstanden hätte.

„Und doch," entgegnete diese, „scheint es mir leicht zu sein, den Mann glücklich zu machen, den man liebt, besonders wenn dieser Mann erhabener Natur ist und man fühlt, daß nicht nur die Liebe, sondern das Genie und die schöpferische Kraft ihm durch den Gegenstand seiner Liebe verliehen werden."

„Ja, Madame, es ist dies sehr leicht und doch so selten." —

„Sie haben also," entgegnete Diana, „nur einmal Liebe empfunden?"

„Ja."

„Und später?"

„Später habe ich auch geliebt, aber nur so, wie man es thut, wenn man eine gehorsame Dienerin seiner Leidenschaft und Begierde haben will, welche dem ersten Rufe Folge leistet, der an sie gerichtet wird.“

„Ich muß Ihnen sehr indiscret scheinen, nicht wahr?“ fügte Diana hinzu; „aber diese Einweihung in ein Leben, das nicht das unsrige ist, interessirt mich bis zum Schluß.

„Obgleich ich, noch jung und fast ohne meine Zustimmung verheirathet, bis auf diesen Augenblick alle Vergnügungen genossen habe, die des Herzens ausgenommen, so giebt es doch Tage, wo ich arm, aber frei geboren sein und eine Wahl nach der Neigung meines Herzens getroffen haben möchte, und es scheint mir, daß ich den Mann glücklich gemacht hätte, welcher mich geliebt hätte.“

„Oh! wünschen Sie nicht mehr, als Sie besitzen, Frau Marquise,“ entgegnete der Maler lächelnd, „um so mehr als Sie alles Das, was Sie wünschen, haben können, ohne deshalb arm oder frei zu sein.“

„Gewiß?“ sagte die Marquise.

„Wer sollte Sie nicht lieben können, Madame?“

„Derselbe vielleicht, den ich lieben würde. Wir wollen nicht von mir reden,“ sagte Diana heftig, „sondern von Ihnen, denn, ich weiß nicht warum, ich interessire mich

für Ihr Glück. Sie haben also die ernsten Liebschaften aufgegeben?“

„Das habe ich nicht gesagt.“

„Sie würden fähig sein, noch zu lieben, ungeachtet dieses ersten Versuchs?“

„Ich befürchte es.“

„Das Herz kann also zwei Male ernsthaft lieben?“

„Warum sollte nach einer Täuschung das Herz nicht wieder aufblühen, wie die Natur nach dem Winter?“

„Sie haben Recht. Ihre Wahl ist wohl schon getroffen?“

Paul antwortete nichts.

„Gestehen Sie mir,“ sagte die Marquise mit einer gewissen Aufregung, „offen die Wahrheit; ich bin Frau, ich kenne das weibliche Herz, vielleicht würde ich Ihnen einen guten Rath geben können.“

„Nein, Madame,“ erwiderte Paul, „ich liebe noch Niemand.“

„Sie verstellen sich,“ sagte Diana lächelnd, „Ihr so eben beobachtetes Stillschweigen straft Ihre Versicherung Lügen.“ —

„Niemand, wahrhaftig nicht.“

„Nun, ich wette,“ sagte Diana mit zitternder Stimme,

„daß Sie nicht allein heftig lieben, sondern daß ich sogar weiß, in wen Sie verliebt sind.“

„Sie sind besser unterrichtet als ich.“

„Und ich habe nicht viel Zeit dazu gebraucht, da ich Sie erst seit gestern kenne. Gehen Sie die Wette ein?“

„Nein, ich fürchte, Frau Marquise, daß Sie das gesehen haben, was ich zu sehen fürchte, und wenn Sie es gesehen hätten, so könnte ich nicht mehr zweifeln. Ich liebe mehr den Zweifel als die Gewißheit.“

Die Marquise empfand für einen Augenblick Groll gegen Paul.

„Glauben Sie, daß sie Liebe gegen Sie hegt?“ erwiderte sie ganz laut.

„Oh! nein, sie liebt mich nicht, Madame; deshalb ziehe ich mir den Zweifel vor. Uebrigens,“ fuhr Paul fort, „ich wiederhole es, ich bin mir selbst des Gefühles nicht recht bewußt, das sie mir einflößt. Seit zwei Jahren ist es die erste Frau, welche mich an diejenige erinnert hat, von welcher ich vor einem Augenblicke zu Ihnen sprach. Dieselbe Anmuth in dem Gesicht, dieselbe Herzensgüte, und gegen seinen Willen läßt sich das Herz stets durch den Ernst des Gesichts fesseln.“

„Aber wie wollen Sie sie sehen,“ frug Diana, „wenn ihr Portrait vollendet ist.“

Paul zitterte, als er diese Worte hörte.

„Ich werde sie nie mehr sehen, Madame,“ sagte er.

„Aber,“ fügte die Marquise hinzu, „es scheint mir, daß Sie ihr einen Besuch machen könnten.“

„Ich weiß weder ihren Namen, noch ihre Adresse, und das ist vielleicht auch besser.“

„Sie hat dies Ihnen nicht gesagt?“

„Nein, Madame.“

„Es ist eine Vergessenheit ihrerseits,“ sagte Diana, welche nur schwer zu athmen schien, so gerührt war sie. „Nicht wahr, Sie möchten diese Adresse und diesen Namen gern wissen? Gestehen Sie es.“

Paul zögerte.

„Nun?“ wiederholte Diana, indem sie sich anstrengte, um zu lächeln.

„Nun, ich gestehe es.“

Die Marquise erbleichte.

„Dieser Mann ist ein Narr,“ dachte sie auf einen Augenblick.

Paul richtete seine Augen auf sie, wie der Verbrecher auf den Richter, der seine Arretur anordnen will.

„Nun, Ihre verschwiegene Freundin heißt Marcelline Delaunay, und wohnt auf der Straße Vaugirard, Nr. 3,“ sagte Diana, den Maler betrachtend.

„Meinen schönsten Dank, Madame," konnte sich dieser nicht enthalten zu äußern.

Nach diesen Worten stand die Marquise auf und sagte mit einer zitternden Stimme:

„Da Sie hier nichts erfahren konnten, was Ihnen angenehmer wäre als das, was ich Ihnen eben sagte, so will ich Sie nicht länger zurückhalten."

Paul stand seinerseits auch auf.

„Ich war jedoch deswegen nicht gekommen, Madame," sagte er.

„Ganz recht," sagte die Marquise, „um die Gemälde für den Speisesaal zu besorgen. Ich hatte es ganz vergessen."

Und die Marquise verließ ihr Putzzimmer und trat in den Speisesaal ein.

„Hier sollen die vier Gemälde ihren Platz finden," sagte sie, indem sie mit der Hand gegen die vier Wände zeigte. —

Paul folgte dieser Bewegung; aber statt die Wände zu betrachten, richtete er seinen Blick auf Diana's Hand.

Er schien an einem der Finger der Marquise den Ring wieder zu erkennen, welchen er eines Abends bei sich gefunden hatte, welcher Ursache seines Bruches mit Julien geworden war, und welchen Maximilian am folgenden

Tage als seiner Geliebten angehörig wieder zurückverlangt hatte. —

„Ich weiß, was Sie wollen, Madame," sagte mechanisch der Maler, „aber diese Gemälde werden sehr groß, ich kann nicht selbst das Maaß dazu nehmen. Ich möchte Sie also um die Erlaubniß bitten, dasselbe durch den Lieferanten des Stoffes nehmen zu lassen."

Während er dies sagte, betrachtete er immer die Hand Diana's, welche diese wieder hatte sinken lassen.

„Ich weiß, was Sie wünschen, Frau Marquise," wiederholte Paul, „es giebt ähnliche Stoffe bei dem Vater eines meiner Freunde, des Baron Maximilian 2c. ..."

Bei dem Namen Maximilian machte die Marquise eine unwillkürliche Bewegung und blickte auf Paul, indem sie sich frug, ob er sie wohl wiedererkannt und ihren Geliebten absichtlich genannt hätte.

„Sie ist es," sagte bei sich Aubry; nahm aber eine gleichgiltige Miene an und Diana glaubte, daß nur der Zufall ihn diesen Namen in ihrer Gegenwart hatte nennen lassen.

Als Paul fort war, klingelte sie ihrer Kammerjungfer.

„Wer öffnet die Thür, wenn man klingelt?" sagte sie.

„Dominique, Madame."

„Nun, sagen Sie ihm, daß er mich gegen den Herrn,

welcher eben fortgeht, stets verleugnen soll, wenn er mich sprechen will. Kommt Madame Delaunay, so sagen Sie ihr, daß ich ausgegangen bin. Kurz, ich bin für Niemand zu sprechen," fügte Diana hinzu, „gehen Sie."

Die Marquise gehörte zu den Menschen, welche ihre ganze Energie aufbieten, um einen großen Entschluß zu fassen und denen es dann an der Kraft gebricht, ihn auszuführen. —

Als sie ihre Kammerjungfer verabschiedet hatte, ohne zu versuchen, sich von ihren Empfindungen Rechenschaft zu geben, dennoch aber fühlend, daß diesen neuen Eindrücken durch eine schnelle Wendung zu begegnen wäre, schrieb sie an ihren Mann, daß sie zu ihm reisen wolle, und nachdem sie den Brief auf die Post gegeben hatte, befahl sie, daß man das Reisegepäck besorgen solle.

Als sie hierauf keine Befehle mehr zu ertheilen hatte und doch auch nicht sogleich abreisen konnte, kurz zu einer Unthätigkeit auf einige Zeit verdammt war, that sie, was ihr allein übrig blieb, sie überlegte das eben Vorgefallene.

„Mir zugestehen also, daß er in Marcelline verliebt ist. Von mir ihren Namen und ihre Adresse zu erfahren. Damit also stehe ich Herrn Paul Aubry zu Diensten!" murmelte Diana. „Er ist jetzt glücklich; er wird unzweifelhaft sie besuchen. Vielleicht war es so zwischen ihnen

abgemacht. Er hat nun weiter nichts nöthig, als mir zu danken. —

„Glücklicherweise aber werde ich niemals zu treffen sein. Warum habe ich ihm auch die Adresse und den Namen Marcelline's gegeben? Es ist meine Schuld.“

Und eine Thräne des Zornes erglänzte in den Augen Diana's.

Etwas verzeihen Frauen niemals Andern, nämlich die Unbesonnenheit, mit welcher sie gehandelt haben.

„Warum,“ sagte die Marquise, mit großen Schritten in ihrem Zimmer auf- und abgehend, „warum sollte ich ihm diesen Namen und diese Adresse nicht gegeben haben? Was kümmert es mich, ob Herr Paul Aubry in Madame Marcelline Delaunay verliebt ist oder nicht? In wiefern geht dies mich an? Bin ich der Geliebte des Einen oder der Gatte der Andern? Es geht blos Herrn Delaunay und Demoiselle Julie an. Meine Rolle dabei ist allein, von Herrn Paul Gemälde zu kaufen, ihn etwas verdienen zu lassen und ihm das möglichste Gute zu thun. Was kann ich mehr verlangen? Es ist schon genug. Aber ich werde mich rächen!“

Und Diana begann, während sie so sprach, sich schon an ihrem Schnupftuch zu rächen, welches sie mit ihren Händen zerriß und dessen Spitzen in Stücken herabhingen.

In diese Betrachtungen war die Marquise versunken, als die Kammerjungfer eintrat.

„Was giebt es noch?“ sagte Diana, sich eilig abtrocknend. —

„Ein Brief.“

„Gut, legen Sie ihn auf's Kamin.“

Die Kammerjungfer ging fort.

Diana nahm den Brief und betrachtete die Adresse.

„Ich kenne diese Schrift,“ sagte sie, „ich habe sie schon gesehen.“

Sie erbrach das Siegel und sah nach der Unterschrift.

„Paul Aubry! was kann er von mir wollen?“

In diesem Augenblicke empfand die Marquise ein heftiges Herzklopfen; sie las:

„Frau Marquise!

„Ich kann dem Verlangen nicht widerstehen, Ihnen für die große Güte zu danken, welche Sie mir bewiesen haben und Ihnen zu gestehen, daß der Dank, welchen ich Ihnen schulde, ewig dauern wird; aber es ist mir unmöglich, fernerhin von Ihrer Güte Gebrauch zu machen.“

„Was soll das bedeuten?“

„Als ich mich bei Ihnen vorstellte, war ich glücklich. Ich ging traurig von Ihnen. Wissen Sie die Ursache, Madame? Sie ist ein Ring, den Sie am Finger tragen,

und welcher Sie mir verrathen hat, denn ich habe zufällig diesen Ring in meinen Händen gehabt. Die Ursache ist der Glaube, durch eine Arbeit Verdienst zu erhalten, und die Ueberzeugung, daß ich nur ein Almosen empfing.

„Ich fühle mich, ich wiederhole es, Frau Marquise, zu dem tiefsten Danke für Ihre Güte verpflichtet, und ich bitte Sie, die Versicherung meiner Hochachtung ergebenst anzunehmen."

Die Marquise betrachtete ihre Hand.

„Es ist wahr," sagte sie, „ich hatte diesen Ring ... ich Vergeßliche! Also wußte er," fuhr sie fort, „wer ich war. Aber hat er es sogleich gewußt oder erst am Schlusse unserer Unterhaltung? Ohne Zweifel, sogleich, und vielleicht hatte er meine Empfindungen errathen. Vielleicht hat er mich absichtlich von Marcellinen sprechen lassen, um mich schmachten zu lassen. Vielleicht endlich schreibt er mir nur, um sich zu versichern, daß ich ihn liebe. Wenn es so wäre," sagte Diana lächelnd, „so würde ich ihm verzeihen und nicht verreisen. Aber wie soll ich mich davon überzeugen?"

Diana sah nach der Uhr.

„Sechs Uhr," sagte sie, „er ist nicht mehr zu Hause."

Hierauf klingelte sie.

„Wer hat diesen Brief gebracht?" frug sie.

„Ein Bote."

„Hat er nichts gesagt?"

„Nein, Madame."

„Hat er nicht auf Antwort gewartet?"

„Er ist sogleich fortgegangen, nachdem er den Brief abgegeben hatte."

„Schön."

„Dominique ist zurück."

„Woher?"

„Von der Post."

„Nun?"

„Nun, für die Frau Marquise werden morgen um 10 Uhr zur Reise Wagen und Pferde bereit stehen."

„Es ist unnöthig. Man bestelle es ab, ich werde nicht verreisen."

„Und die Koffer?"

„Sie packe man wieder aus."

Seitdem Diana den Brief Pauls gelesen hatte, war sie weit zufriedener als vorher.

Für sie war von zwei Möglichkeiten nur die eine vorhanden: entweder verheimlichte dieser Brief nichts und war nur der freie Ausdruck der Empfindungen des jungen Mannes, solchenfalls hätte sie ihm für dieses stolze Zartgefühl nur danken müssen, oder er enthielt den Nach-

gedanken, den wir soeben ausgesprochen haben, und dann konnte er Diana nicht beleidigen, weil er ihrer Unentschlossenheit einen Weg darbot.

Die Marquise nahm ein Blatt Papier und schrieb:

„Madame de Lys bittet Herrn Paul Aubry, sie morgen von 2 bis 4 Uhr zu besuchen. Sie wünscht von ihm die Erklärung eines Briefes zu erhalten, den sie eben empfangen hat und dessen Inhalt sie nicht vollständig fassen kann.“

Sie sagte die Wahrheit.

Hierauf schrieb sie an den Marquis, daß sie ihren Entschluß geändert habe und ihn nun nicht besuchen würde.

Sie ließ den Brief an Paul besorgen und erwartete mit Ungeduld den folgenden Tag.

Den folgenden Tag um 2 Uhr meldete man den Maler an.

„Sie haben mich zu sehen gewünscht, Madame,“ sagte er, „ich stehe zu Ihrem Befehl.“

„Ich bin Ihnen für diesen Gehorsam verbunden, mein Herr, aber wie ich Ihnen geschrieben habe,“ entgegnete die Marquise, „so wünschte ich von Ihnen die Erklärung einer dunkeln Stelle des Briefes, den Sie mir gestern geschickt haben.“

„Nun, Madame,“ sagte Paul, welcher die Marquise

betrachtete und welcher, indem er sah, mit welch kalter Ruhe sie diese Worte sprach, das zu bezweifeln begann, was er gesehen hatte.

„Sie haben sich getäuscht, mein Herr, wenn Sie glauben, daß ich Ihnen ein Almosen geben wollte. Wenn Sie übrigens von einem Ringe, welcher mich Ihnen verrathen hätte, sprechen, so scheint es mir," fuhr Madame de Lys lächelnd fort, „daß Sie mich ganz wohl kannten, als Sie zu mir kamen."

„Das möchte ich nicht sagen, Madame."

„Was denn?"

„Madame, wollen Sie mir erlauben, offen mit Ihnen zu reden?"

„Reden Sie."

„Werden Sie mir verzeihen?"

„Er zweifelt!" dachte Diana. „Ja," sagte sie laut.

„Nun, Madame, einer meiner Freunde," erzählte Paul, indem er die Marquise aufmerksam betrachtete, „hat mich eines Tages gefragt, ob ich ihm mein Zimmer abtreten wollte."

„Und weshalb?"

„Um dort eine Person zu empfangen, die er in ihrer Wohnung nicht empfangen konnte."

„Ich sehe nicht ein, in welchem Zusammenhange der

Dienst, um welchen Sie Ihr Freund ersuchte, mit einem meiner Ringe und mit mir steht."

„Sie werden es gleich einsehen, Madame."

„Nun?"

„Mein Freund kam alle Abende zu mir, und empfing dort eine Person. Ich brauche Ihnen wohl nicht zu sagen, daß es eine Frau war. Eines Abends vergaß diese Frau in meinem Zimmer einen Ring, welchen mein Freund den folgenden Tag zurückverlangte. Dieser Ring ist an Ihrem Finger, Madame."

„Sind Sie davon überzeugt?" frug Diana, welche sich so ruhig und würdig zeigte, daß Paul, je weiter er in seiner Erzählung vorschritt, desto weniger seinen Augen traute und desto mehr mit der Antwort zögerte.

„So überzeugt als man es sein kann."

„Nun?"

„Nun, ich habe gedacht, Madame, als ich diesen Ring an Ihrem Finger sah, und dies müssen Sie mir verzeihen, ich habe gedacht, sage ich, daß diese Frau, welche ich nicht kenne und welche mein Freund empfing, Sie wären, und daß Sie aus Erkenntlichkeit für meine Gastfreiheit mir, einem armen Manne, der Ihnen das Mittel gewährt hat, den Mann zu sehen, welchen Sie liebten, hätten ein Geschenk machen wollen."

Bei dieser Folgerung erbleichte die Marquise ein wenig, sie schlug die Augen nieder und sagte:

„Sie haben sich geirrt, mein Herr.“

Paul verneigte sich, nicht wie ein von der Wahrheit überzeugter Mensch, sondern wie ein Mann, der eine Frau nicht Lügen strafen will.“

„Sie scheinen zu zweifeln?“ entgegnete Diana, welche sich mit der stummen Antwort Pauls nicht begnügen konnte. —

„Gott bewahre, Madame; dieser Ring gleicht aber so merkwürdig demjenigen, welchen ich gefunden habe, daß jeder Andere an meiner Stelle sich getäuscht hätte, und daß ...“

„Und daß?“

„Und, daß ich mich noch täuschen würde.“

„Nun, Sie müssen sich überzeugen. Dieser Ring gehört mir nicht, sondern einer meiner Freundinnen, welche mir ihn geliehen, damit ich mir einen ähnlichen besorgen könnte.“ —

„Und seit welcher Zeit, Madame, hat Ihre Freundin Ihnen diesen Ring geliehen?“

„Seit zwei Tagen.“

„Verzeihen Sie mir also, Frau Marquise; aber weil wir gerade diese Angelegenheit besprechen, so erlauben

Sie mir die Frage, von wem Ihre Freundin diesen Ring hat?“

„Von ihrer Mutter.“

„Von ihrer Mutter, eben das hat mir mein Freund gesagt, als er mich frug, ob ich diesen Schmuck gefunden hätte. Nun, Madame,“ sagte Paul lächelnd, „wir sind nun beide in ein Geheimniß eingeweiht, dessen unfreiwilliger Verräther ich bin.“

„Kommt meine Freundin immer noch Abends zu Ihnen?“ frug die Marquise, welche Paul veranlassen wollte, sie um den Namen dieser Freundin zu fragen.

„Nein, Madame, er hat Frankreich verlassen.“

„Und ist dies Ihrem Freunde schwer geworden? Wie heißt er?“

„Maximilian.“

„Herr Maximilian, nun?“

„Ich muß gestehen, Madame, daß er nicht sehr geliebt zu werden schien; war dies aber der Fall, so hat sie durch diese Trennung viel leiden müssen.“

„Der Thor,“ murmelte Diana. „Wenn nur ihr Mann von diesem Vergnügen nichts weiß,“ entgegnete sie laut. —

„Er ist eifersüchtig?“

„Sehr eifersüchtig. Er hat Grund, denn sie ist sehr schön.“

In diesem Augenblicke klingelte man.

Diana hörte den Bedienten öffnen, und sie schien die Stimme Marcellinens wiederzuerkennen, welche man verabschiedete. Denn wie man sich erinnert, hatte Diana einen Befehl gegeben, welchen sie nur für Paul aufgehoben hatte.

Sie klingelte.

Ein böser Gedanke durchkreuzte ihren Geist.

„Wer ist an der Thür?“ sagte sie zu ihrer Kammerjungfer.

„Madame Delaunay,“ antwortete diese.

„Warum tritt sie nicht ein?“

„Sie haben den Zutritt verboten.“

„Für sie aber nicht.“

Und indem die Marquise aufstand, eilte sie selbst in das Vorzimmer und rief Marcellinen, welche schon auf der Treppe war.

„Komm doch,“ sagte sie zu ihr, „ich bin stets für Dich da.“

Und sie umarmte sie mit den Worten:

„Du siehst doch diesen Ring?“

„Ja."

„Nun, Du wirst mich vor der anwesenden Person fragen, ob ich einen ähnlichen besorgt habe, ich werde Ja sagen, und Du wirst ihn dann zurückverlangen, als wenn er Dir gehörte, und ihn dann an Deinen Finger stecken. Verstehst Du mich?"

„Vollkommen. Erkläre mir aber dieses neue Geheimniß."

„Du wirst es später erfahren. Wir wollen jetzt eintreten."

Paul stand mit Aufregung auf, als er Madame Delaunay erscheinen sah.

„Ich war bei Ihnen, mein Herr," sagte sie zu ihm.

Paul verneigte sich und setzte sich gleich den beiden Damen.

Das Gespräch lenkte sich natürlich auf einen andern Gegenstand, als den, welchen man besprach, als Marcelline eintrat.

Die Marquise gab Marcellinen ein Zeichen.

„Apropos, Diana," sagte diese, „hast Du Deinen Ring bestellt?"

„Ja, gestern."

Paul richtete mit Schrecken die Augen auf Madame

Delaunay. Man konnte sagen, daß sein Leben an den Lippen Marcellinens hing.

„Dann hast Du den Meinigen nicht mehr nöthig," sagte Marcelline, welche nicht wußte, welche Rolle ihre Freundin sie bei dieser Gelegenheit spielen ließ, und welche wie immer gutmüthig das that, um was die Marquise sie bat.

„Nein," sagte Diana, „und ich gebe Dir ihn zurück."

Marcelline steckte den Ring auf ihren Finger.

Ein kalter Schweiß floß von Pauls Stirn. Bleich wie der Tod fiel er auf seinen Stuhl zurück.

„Es ist nicht meine Schuld," sagte die Marquise ganz leise, indem sie sich ihm näherte.

Paul strengte sich an und stand auf, um von den beiden Damen Abschied zu nehmen.

„Madame," sagte er hierauf mit einer fast sichern Stimme, indem er sich an Marcellinen wendete, „es ist unnöthig, daß Sie sich inkommodiren, um mich weiter zu besuchen. Ich kann jetzt dieses Portrait sehr gut ohne Sie vollenden. In zwei Tagen wird es fertig sein und Sie können es dann holen lassen."

Und nachdem er gegrüßt hatte, verließ er das Putzzimmer, Thränen standen in seinen Augen.

„Hast Du nicht bemerkt, wie traurig Herr Aubry aussah, als er ging?“ sagte Marcelline.

„Ja.“

„Was hatte er denn?“

„Ich weiß nicht. Beunruhigt Dich das sehr?“

„Keineswegs. Nur aus Neugierde frug ich so. Jetzt erkläre mir, warum Du mich vor ihm diesen Ring von Dir hast zurückfordern lassen, welcher mir nicht gehörte, und nimm ihn zurück.“

Diana, ziemlich überrascht durch diese Frage, begnügte sich in Ermangelung eines Besseren, zu antworten:

„Es ist ein Spaß, von welchem ich später sprechen werde und welcher auf Maximilian Bezug hat.“

Während dieser Zeit kam Paul in seine Wohnung.

Es dürfte uns schwer werden, das wiederzugeben, was in dem Herzen und dem Geiste des Malers vorging.

„Also,“ sagte er zu sich, während er in die Märtyrerstraße einlenkte, „also, Marcelline war die Geliebte Maximilians. Also, diese Frau, welche mit ihm alle Abende zu mir kam, war sie! Also wurde ich in sie verliebt, ich, der ich ihr mein Zimmer geliehen hatte, um dort einen Andern als mich zu sehen.“

Und Paul fühlte den innern Schmerz sich vermehren.

Als er in sein Atelier eintrat und das Portrait Marcellinens wiedersah, sagte er:

„Wer hätte jemals gedacht, wenn er sie hier eintreten sah, diese ruhige und lächelnde Frau, daß sie in ein Zimmer träte, in welchem jeder Gegenstand sie an ihr Vergehen erinnern mußte! Diese Frau hat also weder Geist noch Scham! Es ist herrlich," sagte sich Paul, „sie wird mir meine Gastfreiheit haben bezahlen wollen, indem sie mich ihr Portrait malen ließ. Und doch hatte ich die Marquise in Verdacht!"

Und wir überlassen es dem Leser, die anderen Klagen zu errathen, welche der Maler gen Himmel über diesen Gegenstand richtete.

Wie man sieht, hatte Diana Alles recht getroffen.

Doch Aubry war ein Mann, er sah ein, daß er sich nicht so schlagen lassen durfte, er setzte sich nieder zur Arbeit, indem er in Eile dieses Portrait vollenden wollte, dessen Anblick in jedem Augenblicke seine Erinnerungen zurückrief und fortwährend seinen Schmerz erneuerte, einen tiefen, ernsten Schmerz, denn der Mann leidet wahrhaft, wenn er an ein und demselben Tage fühlt, daß er eine Frau liebt, und daß er sie nicht mehr lieben kann.

Am dritten Tage nachher war das Portrait vollendet, und der Mann, welcher es einrahmen sollte, holte es ab.

Während dieser letzten Tage war Paul fast unaufhörlich von seiner Wohnung fern gewesen.

Als das Portrait Marcellinens sein Atelier verlassen hatte, frug er sich, was er thun wollte. Alles um ihn her war düster und öde.

Er erinnerte sich seiner Mutter, und entschloß sich, sie zu besuchen, damit sein Schmerz wenigstens Jemand zum Besten gereiche.

Er bestellte für den folgenden Tag einen Platz auf der Post.

Im letzten Augenblicke der Abreise schrieb er der Marquise:

„Madame!

„Ich verlasse auf einige Zeit Paris, aber ich will mich nicht entfernen, ohne Sie zum letzten Male wegen der sonderbaren Verachtung, welche ich einstmals gegen Sie zeigte, um Verzeihung gebeten, und die Versicherung meiner Dankbarkeit und vorzüglichen Hochachtung erneuert zu haben.“

Als Diana diesen Brief empfangen hatte, eilte sie zu dem Maler.

Hätte sie ihn gefunden, so würde sie für ihren Besuch diesen fast natürlichen Vorwand gebraucht haben, daß sie selbst ihm ihre Verzeihung bringen und wegen der besprochenen Gemälde mit ihm weiter reden wollte.

Paul hatte seinen Brief in dem Augenblicke abgeschickt, wo er in den Wagen steigen wollte, und Vater Fremy konnte der Marquise nur sagen, daß der Maler zu seiner Mutter nach Tours gereis't wäre.

Diana empfand Paul gegenüber das, was dieser Marcellinen gegenüber fühlte. Jemehr Aubry sich überzeugte, daß er eine Frau liebte, welche geliebt hatte und vielleicht noch einen Andern liebte, und zwar unter den oben erwähnten Verhältnissen, desto mehr fühlte er, wie schwer es ihm werden dürfte, seine Liebe aus seinem Herzen zu verdrängen. Jemehr Diana überzeugt war, daß Paul an sie nicht sehr dachte, und vielmehr Madame Delaunay liebte, desto mehr fühlte sie ihren Geist bedrückt.

Die Liebe, welche mit Schwierigkeiten zu kämpfen hat, gleicht in hohem Grade einem Feuer, welches man durch die Ueberdeckung mit ungeheuern Holzstücken ersticken will. Es kommt der Augenblick, wo es die Hindernisse, die man ihm entgegenstellt, überwindet und in hellen Flammen ausbricht.

Für den Augenblick hatte Diana, welche, weil ihr Gatte verreis't war, frei war, die Idee, nach Tours zu reisen. Was sollte sie dort thun? Sie wußte es nicht; aber was sollte sie in Paris? Sie blieb jedoch, denn wenn sie nach Tours reis'te, so hätte sie sich der Gefahr ausgesetzt, Paul zu sehen, und dadurch hätte sie ihm vielleicht stillschweigend gestanden, was Diana nicht einmal sich selbst zu gestehen wagte.

Sie sprang hierauf von einem Extrem zum andern über, und versuchte sich zu überzeugen, daß, wenn sie ernstlich auf einige Tage ihre Gedanken von Paul ablenken würde, sie alsbald denselben vergessen dürfte.

Die Marquise that wirklich ihr Möglichstes. Sie empfing zahlreiche Gesellschaften, ging fleißig in's Theater, machte Einkäufe, Bestellungen aller Art und viele Ausgaben; sie that überhaupt alles Das, was sie thun konnte, und überzeugte sich endlich, daß ein ihr bisher unbekannt gebliebenes Bedürfniß sich ihrem Herzen fühlbar gemacht hatte.

Diana suchte die Bekanntschaft aller jungen Leute, welche wegen ihrer geistigen Vorzüge und ihres Vermögens allgemein geachtet wurden, aber wider ihren Willen lenkten sich ihre Gedanken immer wieder auf Aubry, und

ihr Herz wünschte ganz entschieden den Besitz der Liebe, welche auf einige Zeit Bertha inspirirt hatte.

Als Diana zu dieser festen Ueberzeugung gekommen war, sagte sie bei sich:

„Ich will noch ein wenig Alles ruhig abwarten; aber wenn sich in einigen Tagen in meinem Leben Nichts ändert, so werde ich nach Tours reisen, es mag daraus folgen, was Gott will, wenn ich ihn nur sehe."

Es ist nämlich zu bemerken, daß die Eigenliebe der Marquise bei dem Allen im Spiele war.

Paul war neben ihr gewandelt, ohne daß er ihre Schönheit zu bewundern schien, ohne zu fühlen, daß er geliebt war. Bis jetzt hatte die Marquise durch Aubry gelitten, er dagegen nur durch Marcelline.

Diana mußte sich also entschädigen.

Die Marquise, jung, schön, launenhaft, anspruchsvoll, konnte sich bei dem Gedanken gar nicht beruhigen, daß es in der Welt einen Mann gäbe, den sie liebte, sie, welche glaubte, niemals einen Mann lieben zu können, und daß derselbe es nicht bemerkt haben sollte.

Unterdeß war Paul in Tours angekommen und von seiner Mutter mit der Freude empfangen worden, welche jede Mutter bei der unerwarteten Rückkehr ihres herzlich geliebten Kindes empfindet.

Die düstere Stimmung des Malers war dem wachsamen Blicke der alten Frau nicht entgangen, und sie fühlte sogleich, daß sie ihren Sohn nicht allein lieben, sondern auch erheitern mußte.

Das Haus der Mutter Aubry lag nach den Feldern zu, aber man befand sich im Anfange des Decembers, die letzten gelben Blätter unterlagen dem kalten Wehen des Winters. Die Natur hatte ihren poetischen Anstrich und den herbstlichen Schmuck beinahe ganz verloren.

Die großen Bäume zitterten vor Frost wie Kranke, welche nichts besitzen, womit sie ihre abgemagerten Glieder bedecken können, und der betrübte Blick des Malers suchte an dem weiten Horizonte, der sich vor ihm ausbreitete, vergeblich einen Trost in seiner Trauer.

Der moralische Schmerz hat mit dem physischen Schmerze das gemein, daß der, welcher ihn fühlt, ihn beständig erneuert, statt ihn zu beruhigen. Die Natur läßt ein beseligendes Gefühl bei'm Uebermaße des Schmerzes eben so empfinden, wie das Uebermaß des Vergnügens mit Schmerz verbunden ist.

So war Paul, welcher kurz vorher sich frug, ob er Marcelline liebte, von seiner Liebe zu ihrr übezeugt, seit-

dem er glaubte, daß sie die Geliebte des Herrn Maximilian gewesen war.

Ohne den Vorfall mit dem Ringe, ohne die Lüge Diana's, hätte Paul in Marcellinen auch fernerhin das gesehen, was sie wirklich war, eine keusche und tugendhafte Frau, er hätte ihr Portrait vollendet, und früher oder später hätte er das Gefühl unterdrückt, welches sie ihm eingeflößt hatte, und sich einfach gesagt: „Diese Frau könnte ich geliebt haben,“ und Alles wäre gesagt gewesen.

Seine Mutter und seine Schwester erkundigten sich vergeblich nach der Ursache seines Kummers.

Er litt bei dem Verluste dieser geträumten Liebe mehr, als er gelitten hätte, wenn diese Liebe wirklich vorhanden gewesen wäre, und zum Beweise hiervon dient der Umstand, daß die Abreise Bertha's ihm einen geringern Kummer verursacht hatte, als der war, welchen Diana ihm verursacht hatte.

Wir wiederholen es, die Natur, welche Paul umgab, war unvermögend, seine Gedanken zu zerstreuen. Sie glich einem düstern Schatten auf einem traurigen Gemälde.

Er konnte weder seiner Mutter noch seiner Schwe-

ster die Krankheit seines Geistes gestehen, und er that diesen Lieben wehe, ohne selbst zu genesen.

Eines Abends war der Tag Paul viel länger und düsterer als gewöhnlich erschienen, der Regen hatte nicht aufgehört, und unter dem Vorwande einer Arbeit war er in dem kleinen Zimmer des Obergeschosses im Hause der Mutter geblieben, welches er stets bewohnt hatte.

In einem dieser Momente, wo die Vernunft dem Drange des Herzens nicht zu widerstehen vermag, wo der blos einem einzigen Gedanken hingegebene Geist sich zu erquicken nöthig hat, wäre auch die Quelle, woraus er sich erfrischt, vergiftet, fühlte sich Paul gezwungen, nach Paris zu reisen, und empfand einen brennenden Durst, Marcellinen wiederzusehen, wohin dies auch führen möchte.

Hierauf frug er sich muthlos, was ihm dieses Wiedersehen nützen sollte, und dennoch war es nothwendig, daß er ihr auf irgend eine Weise seine Gefühle mittheilte. Kurz, ohne jemals dieser Frau gesagt zu haben, daß er sie liebte, konnte er dem Verlangen nicht widerstehen, ihr Vorwürfe über ihre Liebe zu einem Andern zu machen, als wenn er ein Recht gehabt hätte, von ihr Rechenschaft über ihr Leben zu fordern.

Wie dem auch sei, das Herz des jungen Mannes

war in diesem Augenblicke zu voll, als daß es dieses Uebermaß in irgend einen Gegenstand nicht hätte sollen überströmen lassen; unwillkürlich legte er ein Blatt Papier vor sich und schrieb beim Lampenscheine, während der Regen an die Scheiben seines Fensters schlug, den Kopf auf seine linke Hand gestützt, an Marcelline Folgendes:

„Madame!

„Verzeihen Sie mir diesen Brief, den Sie lesen, aber ich leide in meiner Einsamkeit und meinem Schmerze so Vieles durch Sie, daß ich mich an Sie wenden muß.

„Es scheint mir, daß es mich etwas trösten wird, wenn ich mich bei Ihnen über Sie beklage.

„Sie haben einmal in meiner Gegenwart von der Frau Marquise de Lys einen Ring zurückverlangt, welchen Sie ihr geliehen hatten. Diese Worte, welche Sie sprachen, ohne den Einfluß zu ahnen, den sie auf mich haben mußten, haben mir ein Geheimniß entdeckt, welches ich noch nicht kannte und welches ich nie hätte erfahren mögen. Diesen Ring haben Sie bei mir zurückgelassen, Sie haben ihn am folgenden Tage durch Maximilian zurückfordern lassen. Sie haben ohne Zweifel diese Kleinigkeit vergessen, dadurch aber, daß ich Sie diesen Ring zurückverlangen hörte, und in Ihnen Die-

jenige erkannte, welche Maximilian in meiner Wohnung empfing, habe ich, Madame, mehr gelitten, als ich sagen kann.

„Warum mußten Sie diesen Mann lieben? warum mußte ich es wissen? Warum hat es Gott gefügt, daß ich bei Ihrem Liebesverständniß mich betheiligte und mich zu einem Vertrauten desselben gemacht, da ich doch nur das Opfer desselben werden mußte?

„Wenn ich damals, als ich Sie zum ersten Male sah, gewußt hätte, wer Sie waren, so würde ich meinen Geist nicht auf dem Wege haben fortgehen lassen, welcher zu Ihnen führte, und Sie nicht geliebt haben, denn ich würde in Ihnen nur eine gewöhnliche Frau gesehen haben, während ich Sie jetzt liebe und das unglücklichste Wesen bin, welches auf dieser Erde leidet.

„Was bezweckt dieser Brief? Ich weiß es selbst nicht. Wozu dient dieses mit Vorwürfen gemischte Geständniß? Ich kann es nicht sagen. Beweis't es nicht, Madame, daß ich sehr leiden muß, um Ihnen das zu schreiben, was ich eben schreibe?

„Wüßten Sie nur Alles! Ich habe Paris verlassen, mein Zimmer, wo ich ununterbrochen an Ihre Liebe zu einem Andern erinnert wurde.

„Ich weiß nicht, was ich durch diese Zeilen er-

reichen will, noch viel weniger, was ich damit thue. Nur das glaube ich, daß, wenn ein Wort von Ihnen in meine Einsamkeit herüberklänge, und wenn Sie meinen Kummer dermaßen verstünden, daß Sie sich mir zu schreiben, wären es auch nur Vorwürfe, gezwungen sähen, ich sehr glücklich sein würde."

Aubry bedachte nicht, was aus diesem etwas unvorsichtig abgefaßten Briefe resultiren konnte; er zog aber im Voraus dieses Resultat, welches es auch sein mochte, dem Gedanken vor, daß Marcelline mit demjenigen unbekannt war, was in seinem Innern vorging.

Er versiegelte den Brief, und trotz des Regens besorgte er ihn selbst auf die Post.

Als er das, was er eben gethan hatte, nicht mehr rückgängig machen konnte, verstand er erst die Größe des Versehens, dessen er sich schuldig gemacht hatte.

Denn abgesehen von manchen Nebenumständen, dachte er mit Schrecken daran, daß dieser an Madame Delaunay adressirte Brief in die Hände ihres Mannes fallen könnte, und sah die schrecklichen Folgen voraus, welche er haben konnte. Er war im Begriff auf ein Pferd zu springen und den Briefträger an der Thür der Madame Delaunay zu erwarten, um diesen unbesonnen geschriebenen Brief wieder in Empfang zu nehmen.

Während dieser Zeit rollte der Brief nach Paris, so ruhig, als wenn es ein einfacher Geschäftsbrief gewesen wäre und die Ehre und Ruhe einer Frau nicht in seiner Gewalt gehabt hätte.

Am Morgen des dritten Tages darauf trat der Briefträger in die Straße Vaugirard No. 3.

„Ein Brief von Tours," sagte er, „an Madame Delaunay, acht Sous."

In diesem Augenblicke ging Herr Delaunay hinunter. Er nahm den Brief, welchen man seiner Frau eben gebracht hatte.

„Ein Brief von Tours!" sagte Herr Delaunay, indem er das Siegel und das Couvert betrachtete. „Wen zum Teufel kennt sie in Tours?"

Hierauf trat er in das Zimmer seiner Frau und gab ihr den Brief.

Marcelline nahm den Brief und betrachtete ihn einige Zeit.

„Du kennst also Jemand in Tours?" sagte der Mann ohne alles Mißtrauen, aber mit einem Gefühl einer sehr natürlichen Neugierde.

„Niemand," entgegnete Marcelline und brach das Siegel auf; „ich kenne selbst diese Schrift nicht."

Und sie sah sogleich nach der Unterschrift des Briefes.

„Nun," sagte sie, „er ist von Herrn Paul Aubry, welcher mein Gemälde gefertigt hat. Was kann er uns zu sagen haben? Lies selber."

Marcelline gab das Papier Herrn Delaunay zurück.

Wir glauben nicht nöthig zu haben, das Erstaunen desselben bei der Lectüre dieses Briefes zu beschreiben.

Er sah seine Frau an, die sich ruhig an ihre Stickereiarbeit zurückgesetzt hatte.

„Wer ist denn Herr Maximilian?" sagte er.

„Dieser junge Mann schrieb an Dianen. Handelt dieser Brief von ihm?"

„Lies ihn," sagte Herr Delaunay, indem er seiner Frau das Papier wieder überreichte.

Diese schlug ihre Augen auf und sah ihren Mann wie eine Marmorsäule erblassen.

„Was hast Du denn?" sagte sie zu ihm.

„Nichts. Lies, ich wiederhole es."

Marcelline nahm den Brief und las.

„Was soll das heißen?" sagte sie mit einem Male, Thränen des Schmerzgefühls in den Augen. „Was soll dieser unverschämte Brief bedeuten?"

„Schwörst Du mir zu," sagte Herr Delaunay, „daß

Du diesem jungen Manne kein Recht gegeben hast, Dir so zu schreiben?"

„Ich schwöre es, mein Lieber."

„Nun, was bedeutet dieser Brief?"

„Ich weiß es nicht."

„Welche Bewandniß hat es mit dem Ringe, von dem er spricht?"

„Diana ist die Ursache davon."

„Hatte ich Dir nicht gesagt, daß Deine zu große Gefälligkeit Dir einst Verdruß bringen würde?"

„Aber Diana wußte offenbar nicht, was sie that."

„Was hat sie denn gethan?"

Marcelline erzählte ihrem Manne, wie sie bei ihrem letzten Besuche von der Marquise ersucht worden wäre, einen Ring, als sich gehörend, in Gegenwart des Herrn Aubry zurückzufordern.

„Woher kannte denn Herr Paul Aubry diesen Ring?"

„Diana hatte ihn, wie es scheint, eines Abends bei ihm vergessen."

„Sie ging also zu ihm?"

„Sie traf bei ihm mit Maximilian zusammen."

„Du hast mir nie etwas davon gesagt. Wie dem auch sei," entgegnete Herr Delaunay, „dieser junge Mann liebt Dich also?"

„Es scheint so," erwiderte Marcelline mit einem sehr natürlichen Tone.

„Und Du," frug Herr Delaunay, „liebst Du ihn?"

Marcelline sah ihren Gatten an.

„Sei kein Thor," sagte sie endlich.

„Also hat niemals ein Wort Herrn Aubry ermächtigt, das zu thun, was er heute thut?"

„Niemals. Uebrigens ist dies aus seinem Briefe leicht selbst zu ersehen."

„Du weißt, daß ich Dir immer blind glaube, Marcelline," sagte Herr Delaunay, faßte seine Frau bei der Hand und umarmte sie. „Ein großer Theil meiner Liebe ist auch nur die Folge meines Zutrauens. Aber einsehen mußt Du, daß Du von heute an alle Beziehungen zu Deiner Freundin aufgeben mußt. Willst Du das wahre Sachverhältniß hören?"

„Sprich."

„Nun! Diana, deren Geliebter seit acht Tagen verreis't ist, ist in Herrn Paul Aubry verliebt."

„Es ist unmöglich!"

„Herr Paul Aubry hat offenbar am Finger der Marquise den Ring gesehen, den er gefunden hatte, und damit ihr neuer Geliebter ihr keine Vorwürfe zu machen hätte, so hast Du den ganzen Vorfall auf Deine Schul-

tern nehmen müssen. Du warst während Herrn Pauls Anwesenheit gekommen, und um diesen noch mehr zu überzeugen, hat sie Dich das sagen lassen, was Du eben gesagt hast."

„Warum schreibt aber Herr Paul an mich?" frug Marcelline.

„Weil," entgegnete Herr Delaunay, „die Marquise in ihn und er in Dich verliebt ist. Heute haben wir nur ein unkluges Verhalten zu bereuen, später dürfte Deine Ehre gefährdet sein. Laß Deine anständige, schöne Freundin nach ihrem Gefallen alle möglichen Excentricitäten begehen, mische Dich aber nicht mehr darein, ich bitte Dich darum."

Marcelline umarmte ihren Mann mit den Worten: „Sei ruhig!"

„Und jetzt," sagte dieser, seinen Hut nehmend, „gehe ich fort, denn Du weißt, daß ich heute zeitig ausgehen muß."

Marcelline begleitete ihren Mann bis in den Hausflur, und sagte ihm zum letzten Male lächelnd Lebewohl.

Herr Delaunay ging von seiner Frau eben so ruhig und vertrauensvoll fort, als er es eine Stunde vorher und bisher immer gewesen war.

Als Marcelline allein war, sagte sie bei sich:

„Ich kann den Umgang mit Dianen nicht ohne Weiteres aufgeben, sie wird meine Gründe einsehen, denn sie ist gut, obschon etwas unverständig.“

Sie schrieb also an die Marquise, und wie man sehen kann, war der Brief ohne Anschuldigungen und Vorwürfe.

„Meine liebe Diana.“ schrieb sie ihr, „Du hast, ohne es zu wollen, rücksichtlich des Ringes, den Du mich in Gegenwart Herrn Aubry's hast zurückfordern lassen, mich eine große Unvorsichtigkeit begehen lassen. Ich habe Alles gethan, ohne etwas davon zu verstehen, und ungeachtet des empfangenen Briefes, den ich Dir mitschicke, verstehe ich noch nichts davon. Herr Delaunay, in dessen Hände dieser Brief gefallen war, hat mit Recht mich auf einen Augenblick im Verdacht gehabt.

„Du kennst, Diana, meine große Liebe zu Dir, denn ich kenne Dein gutes Herz, aber ich habe einen Mann, dessen Glück zu gründen ich bemüht bin, und sehe mich bisweilen genöthigt, ihm meine anderen Neigungen zu opfern. Du wirst also nicht unwillig auf mich sein, wenn Du mich etwas seltener, als früher, siehest.

„Ich grüße Dich tausendmal herzlich!“

Marcelline fügte diesem Briefe den von Paul empfangenen bei und schickte das Ganze der Marquise zu.

Diese sah sogleich die unangenehmen Folgen ein, welche dieses unüberlegte Verfahren hätte haben können, und schrieb in dem ersten Gefühle von Reue und mit derselben Unüberlegtheit, welche das Princip ihres Charakters war, an Paul, daß er sie sogleich besuchen möchte, sobald er nach Paris zurückkäme.

Sie hätte, fügte sie hinzu, ihm etwas Wichtiges mitzutheilen.

Aubry, welcher in steter Unruhe lebte, seitdem er an Marcellinen geschrieben hatte, hüpfte vor Freuden, als er den Brief der Marquise empfing.

Sie hat gewiß nicht gewagt, mir zu antworten, dachte er, sie wird ihre Freundin in das Geheimniß gezogen und sie gebeten haben, an mich zu schreiben. Und sofort zeigte er seiner Mutter seine Abreise an.

„Du hast also von ihr einen Brief empfangen?" frug ihn seine Mutter, indem sie ihn umarmte.

„Wußten Sie davon?"

„Nun, eine Mutter ahnt Alles. Reise mit Gott und sei eingedenk, daß wenn man traurig ist, bei seiner Mutter stets der erforderliche Trost zu finden ist."

Eine Stunde später befand sich Paul auf dem Wege nach Paris.

Als die Marquise dem Maler diesen letzten Brief

geschrieben, hatte sie sich von ihrer Sehnsucht nach Paul völlig hinreißen lassen.

„Es bleibt mir nur noch Ein Mittel übrig,“ sagte sie bei sich, „nämlich so aufrichtig zu sein, als eine Frau es sein kann. Weil es mir mit der Lüge nicht geglückt ist, so werde ich vielleicht durch Offenheit siegen.“

Und sie erwartete Aubry mit dem Vorsatze, sich ganz anders wie bisher gegen ihn zu betragen.

In Paris angekommen, begab sich der Maler in seine Wohnung, kleidete sich um und stellte sich der Marquise vor.

Beide waren gerührt, aber keineswegs in Folge derselben Empfindungen.

„Hören Sie, Herr Aubry,“ sagte Diana, indem sie den Maler neben sich setzen ließ, „ich habe Ihnen ein Geständniß zu machen.“

Die Stimme der Marquise zitterte.

„Nun, Madame,“ sagte Paul, welcher über Marcelline gern nähere Nachrichten zu erhalten wünschte, und überzeugt blieb, daß sein Brief eine große Rolle in dem Geständnisse der Marquise spielen würde.

„Sie haben einmal,“ entgegnete Madame de Lys, „einen schweren Verdruß gehabt, als Sie hörten, wie Mar-

celline von mir einen diesem hier ähnlichen Ring zurückforderte."

Und hierbei zeigte sie Paul ihren Ring, welchen dieser für den erkannte, welchen die Marquise nach dem Muster des andern hatte fertigen lassen.

„Es ist in der That so," sagte Aubry.

„Sie lieben also Marcellinen?"

„Ich bin unglücklich, das ist Alles, was ich weiß, Madame, denn es gibt Tage, wo ich sie wirklich nicht liebe."

„Und welche Tage sind dies?"

„Diejenigen, wo ich mich erinnere, daß sie Maximilian geliebt hat."

Diana zitterte und überlegte, ob sie weiter fortfahren sollte.

Nach einer Weile fuhr sie fort:

„Nun! hier fängt mein Geständniß an: Marcelline hat niemals Maximilian geliebt."

„Niemals?" rief Paul freudig.

„Niemals. Sie hat ihn sogar nie gesehen."

„Welche Bewandniß hatte es aber mit dem Ringe?"

„Er gehörte mir."

„Oh! Sie täuschen mich, Frau Marquise, und Sie opfern sich für Madame Delaunay auf."

„Welches Interesse sollte ich dabei haben?“

„Vielleicht hat sie Sie darum gebeten, Madame.“

„Glauben Sie denn, daß die Ehre einer Frau von so geringer Bedeutung ist, daß sie einem Manne ihre Liebe zu einem Andern als ihrem Ehegatten gestehen sollte, wenn die Wahrheit ihr nicht die Pflicht auferlegte, es zu sagen. Ich wiederhole es, mein Herr, Marcelline kannte Maximilian nicht.“

„So?“ frug Paul, indem er Dianen scharf anblickte.

„Sie haben sich also nicht geirrt, mein Herr, als Sie da neulich an meinem Finger den Ring wiedererkannten, den Sie in Ihrer Wohnung gefunden hatten.

„Erlauben Sie mir eine Frage, Madame. Warum machen Sie mir dieses Geständniß, um das Sie Niemand ersucht hat?“

„Weil Sie eine unschuldige Frau im Verdacht hatten.“

„Was hat Ihnen Madame Delaunay gesagt?“

„Daß Sie ihr geschrieben haben, mein Herr, hier ist Ihr Brief.“

„Hat sie nichts weiter hinzugefügt?“

„Nur diesen zweiten an mich adressirten Brief, den Sie lesen können.“

Aubry las den Brief Marcellinens.

„Der Gemahl der Madame Delaunay also hat meinen Brief gefunden?“

„Glücklicher Weise,“ fügte Diana hinzu. „Herr Delaunay ist zu fest überzeugt davon, daß seine Frau ihn nicht hintergeht.“

Madame de Lys sprach diese Worte mit so fester Zuversicht, daß der Maler mit einem Male aus den Träumen erwachte, denen er sich bei seiner Rückkehr nach Paris hingegeben hatte.

Während eines Stillschweigens von mehreren Minuten richtete Diana scharfe Blicke auf Aubry und suchte zu ahnen, was in seiner Seele vorging.

„Nun, Madame,“ sagte endlich Paul, „bleibt mir nichts weiter übrig, als Sie um Verzeihung zu bitten.“

„Warum?“

„Weil ich Sie mit Ihrer Freundin entzweit habe. Warum verlangte aber Madame Delaunay,“ sagte Paul, welchen ein neuer Gedanke beseelte, „diesen Ring in meiner Gegenwart von Ihnen?“

„Weil ich bei ihrem Empfange sie an der Thür darum ersucht hatte.“

„Und welches Interesse, Madame, bewog Sie, mich

glauben zu machen, daß dieser Ring Madame Delaunay gehörte?“

„Weil ich mich dem Gedanken hingab, daß Sie, sobald Sie dies glaubten, mich nicht mehr anschuldigen und meine Bitten mir nicht verweigern würden.“

„Aber warum, Madame, trugen Sie mir die Zeichnung der Gemälde für Ihren Speisesaal auf?“ frug Paul und richtete feurige Blicke auf die Marquise.

„Weil,“ entgegnete Diana, welche, ungeachtet ihrer Aufregung, sich doch nicht ganz und gar offenbaren wollte, „weil, Sie entschuldigen meine Aufrichtigkeit, es Ihnen an hinreichendem Verdienst fehlte.“

Paul erröthete bei diesen Worten, die er nicht erwartet hatte.

„Also hatte ich doch recht gedacht; Sie wollten meine Gastfreiheit bezahlen?“

„Nein,“ sagte die Marquise, die sich durch diese Antwort etwas verletzt fühlte, heftig; „Sie irren sich, mein Herr, dies war es nicht.“

„Was denn?“

„Die Sympathie war es, welche ich für Sie fühlte, und der Wunsch, welchen Sie rücksichtlich meiner Freundin gegen mich äußerten; ich weiß, daß Sie einen edeln

Sinn haben, und Ihr Ruf, wie Ihre Freundschaft, lag mir gleich sehr am Herzen."

Hierauf war Nichts zu erwidern.

Hätte Paul etwas heller gesehen, so hätte er den Gedanken der Marquise, der unter diesen Worten verborgen lag, leicht errathen.

Aubry stand auf und faßte die Hand Dianens mit den Worten:

„Ich danke, Madame, für das Geständniß, welches Sie mir eben machten; sobald ich aus diesem Zimmer trete, werde ich jedoch desselben nicht mehr eingedenk sein."

Hierauf nahm er von dem Kamine den Brief, den er an Marcellinen geschrieben hatte, und warf ihn in's Feuer.

„Und was wollen Sie nun thun?" frug Diana.

„Ich will versuchen, die Hoffnungen zu vergessen, mit denen ich mir geschmeichelt hatte, und Verzeihung wegen des begangenen Unrechts zu erhalten suchen."

„Werden Sie mich besuchen?" frug die Marquise mit einem furchtsamen und fast bittenden Tone.

„Ja, Madame, aber später," antwortete Paul, welcher jetzt die Gedanken Diana's zu errathen schien, „denn ich glaube, daß dies jetzt Einem von uns oder vielleicht Beiden Unglück bringen könnte."

Der Maler küßte die Hand Diana's und entfernte sich.

Zehn Minuten später trat die Kammerjungfer in das Putzzimmer, zog sich aber sogleich wieder zurück, als sie die Marquise in Thränen zerfließen sah.

In seiner Wohnung angekommen, schrieb Paul an Marcellinen einen aufrichtigen und würdevollen Brief, in welchem er wegen des sich zu Schulden gebrachten Vergehens um Verzeihung bat. Er forderte keine Antwort, bat Madame Delaunay nur, Alles zu vergessen.

Hierauf arbeitete er den ganzen Tag sehr fleißig.

Diana sah ein, daß sie in dem bisher erlittenen Angstgefühle nicht mehr fortleben könne, und daß, wenn sie diese Liebe gewaltsam aus ihrem Herzen verbanne, sie zu neuen Thorheiten verleitet werden würde.

Sie ließ ihre Reisekoffer einpacken und war fest entschlossen, dem Marquis nachzureisen, indem sie ihrem Dienstpersonale einschärfte, ja die Namen aller Personen, welche während ihrer Abwesenheit nach ihr fragen würden, genau aufzuschreiben.

Vierzehn Tage später kehrte die Marquise mit Herrn de Lys zurück. Sie überflog die Liste der Personen, welche sie hatten besuchen wollen. Der Name Paul fand sich aber nicht darunter. Die Gesellschaften und Bälle

nahmen ihren Anfang und fanden stets Mittwoch statt. Madame de Lys schickte auch dem Maler eine Einladung, welcher zwar seine Karte überbringen ließ, aber selbst nicht erschien.

Die Liebe war jetzt zu einem Kampfe geworden, während auf Seiten Aubry's die Gleichgiltigkeit sich in Verachtung verwandelt hatte.

„Dieser Mann muß mich lieben,“ sagte sie endlich bei sich, „wäre es auch nur auf eine Stunde.“

Unter solchen Umständen begannen die Theaterbälle, und Paul empfing folgendes Billet, welches unbekannte Schriftzüge enthielt:

„Finden Sie sich heute den 10. Januar auf dem Opernballe, von Mitternacht bis Ein Uhr ein. Gehen Sie auf dem Corridor der ersten Logenreihe spazieren, Jemand, durch dessen Gegenwart Sie sich beglückt fühlen werden, wird Sie dort aufsuchen.“

Um Ein Uhr führte eine mit einem schwarzseidenen Domino bekleidete maskirte Dame Paul an den bezeichneten Ort.

„Du bist pünktlich,“ sagte ihm diese Frau mit einer zitternden Stimme, welche sie so viel als möglich verstellte.

Paul suchte das dreifache Geheimniß der Maske, des Domino und der Stimme zu ergründen, konnte es aber nicht durchdringen.

„Ich bemerke im Voraus,“ antwortete Paul, welcher den Arm der Unbekannten erfaßte, „daß ich niemals den Opernball besuche.“

„Und warum sagst Du mir dies?“

„Damit Du mir verzeihest, wenn ich mich dort auffällig betrage.“

„Du scheinst Dich wirklich zu langweilen.“

„Soll ich Dich verlassen?“

„Durchaus nicht; wir wollen weiter sehen.“

„Was hast Du mir zu sagen, und wer bist Du?“

„Du sollst es bald erfahren.“

„Sage mir wenigstens das Eine davon.“

„Du sollst Beides erfahren, kannst aber wohl nicht ahnen, wer ich bin?“

„Nein, ich kenne Dich nicht.“

„Gib mir Deine Hand.“

Die Unbekannte legte Pauls Hand auf ihr Herz.

„Fühlst Du?“ sagte sie zu ihm.

„Dein Herz schlägt heftig.“

„Wer kann die Frau sein, deren Herz neben Dir so heftig schlägt?“

„Es gibt nur Eine," antwortete Paul, von einer geheimen Ahnung ergriffen; „aber sie befindet sich weit von mir."

„Kann man denn selbst aus der Ferne nicht zurückkommen?"

„Bertha!" rief Paul aus.

„Oh! nein, ich bin es nicht."

„Nun, wer bist Du denn?"

„Ich bin eine Geliebte von Dir; bevor ich Dir aber sage, wer ich bin, will ich wissen, wie Deine Herzensangelegenheiten stehen, und ob Du eine Andere liebst. Liebst Du immer noch Bertha?"

„Ich weiß es nicht. Es könnte sein."

„Ich danke für diese Worte. Hast Du nach ihr wieder Jemand geliebt?"

„Ich glaubte es. Das Ganze war aber nur ein Traum."

„Oh, erzähle mir davon."

„Nun! wir wollen in eine Loge treten und ich werde Dir Alles erzählen."

Paul und der Domino ließen sich eine Loge öffnen, und der Maler erzählte, ohne Jemand zu nennen, das, was wir bereits dem Leser erzählt haben.

„Es scheint mir," sagte die Unbekannte, als er seine Erzählung beendigt hatte, „daß eine Marquise eine gewisse Rolle darin spielt. Was ist aus ihr geworden?"

„Ich weiß es nicht."

„Hast Du sie seit dem Tage, wo Du ihr das Geheimniß Deines Herzens offenbartest, nicht wieder gesehen?"

„Nein."

„Was hinderte Dich daran?"

„Ich will es verschweigen, Du möchtest Dich doch nur über mich lustig machen."

„Nun, Du kennst mich bestimmt nicht."

„Ich glaubte nämlich," sagte Paul, indem er aufmerksam die unbekannte Schöne betrachtete, „etwas zu bemerken."

„Was denn?"

„Daß diese Frau in mich verliebt war."

„Ist denn das so außerordentlich wunderbar? Du bist jung, Du hast einen lebendigen Geist und ein gefühlvolles Herz, braucht man mehr, um die Eroberung selbst einer Marquise zu machen? Ich liebe Dich sehr, aber trotzdem scheint es mir auffallend, daß Du Deine Besuche nicht fortgesetzt hast."

„Ich liebte ja diese Frau nicht."

„Was schadet dies?“ entgegnete der Domino mit einer gewissen Aufregung, welche eben so wohl Folge des Vergnügens, als des Schmerzes sein konnte.

„Nun, ich höre, daß Du eine sehr lockere Moral hast.“

„Du liebtest also diese Frau nicht?“

„Nein. Und doch ...“

„Ah! ein Doch?“

„Dennoch muß ich gestehen, daß diese Liebe mir schmeichelhaft war, und daß ich beinahe diese Frau geliebt hätte. Du siehst, ich bin aufrichtig.“

„War sie schön?“

„Ja.“

„Jung?“

„Ja.“

„Dann kehre doch zu ihr zurück.“

„Ich habe viele Male daran gedacht, aber ich habe einen sonderbaren Charakter: ich würde diese Frau unglücklich machen.“

„Wie so?“

„Weil ich das Schauspiel ihrer Zusammenkünfte mit ihrem Geliebten immer vor Augen gehabt hätte.“

„Das ist wahr; dann liebtest Du eine Andere.“

„Ich glaubte sie mehr zu lieben, als es wirklich der Fall war.“

„Sprichst Du ernstlich?“

„Welches Interesse sollte ich haben, Dich zu täuschen? Uebrigens,“ fuhr Paul fort, „ist noch ein Grund vorhanden, warum ich das Anerbieten der Marquise nicht annahm.“

„Nun?“

„Die Verschiedenheit unserer bürgerlichen Stellung nämlich. Die Marquise war eine sehr vornehme Dame, ich aber zu arm, um der Geliebte einer Marquise zu sein. Jeder muß darauf bedacht sein, daß seine Liebe von einem Herzen aus der Sphäre seiner nächsten Umgebungen erwidert wird.“

„Dieser Gedanke zeigt von einem edeln und großen Geiste; Du hast Dich nicht verändert.“

Und hierbei drückte sie die Hand Aubry's.

„Du hast recht gehandelt,“ sagte sie nach einigen Sekunden, „und ich bin glücklich, Dich so reden zu hören.“

„Du liebst mich also?“

„Ja, herzlich, aufrichtig.“

„Und Du willst mir Beweise davon geben?“

„Wenn ich überzeugt bin, daß Du mich auch liebst.“

„Nun! ich liebe Dich.“

„Wie man auf einem Maskenballe eine Frau liebt,

die derartige Zerstreuungen liebt. Nein, ich spreche von einer ernsten Liebe.“

„Du erschreckst mich.“

„Scherze nicht, ich bitte Dich darum. Der Gegenstand unsers Gesprächs ist so ernsthafter Natur, daß selbst die Würde der Kirche dadurch nicht verletzt würde. Der nächste Tag wird eine große Rolle in meinem Leben spielen. Schwöre mir also, daß Du aufrichtig sein und Deinem Herzen folgen willst.“

„Ich schwöre es Dir zu.“

„Du wirst den Ball verlassen und nach Hause gehen.“

„In einer halben Stunde werde ich dort sein.“

„Du willst mich nicht begleiten?“

„Nein.“

„Morgen sollst Du etwas von mir erhalten, woraus Du mich sicher wiedererkennen und was Du jedenfalls als Andenken von Derjenigen aufbewahren wirst, die es Dir zuschickte. Wenn Du dann glaubst, mich lieben zu können, so schreibe nur das einzige Wörtchen: Ja. Wo nicht, so wirst Du mir nichts schreiben, und hast damit genug gesagt.“

„Was willst Du thun?“

„Ich weiß es noch nicht genau, morgen werde ich bestimmter mich erklären, die Nacht bringt Rath.“

„Morgen also.“

Der Domino entfernte sich.

„Das ist ohne Zweifel Bertha,“ sagte bei sich Paul, indem er dem Domino nachblickte, „sie hat sich zwei- oder dreimal verrathen. Nun! wenn sie es ist, so soll sie mir willkommen sein, und ich werde für die Vergangenheit das fordern, was mir die Gegenwart verweigert hat.“

Am folgenden Tage, früh zehn Uhr, trat der Vater Fremy bei dem Maler ein, indem er ein kleines Paket in der Hand hielt, und sagte:

„Dies hat man für Sie hier abgegeben.“

„Gib her.“

„Ich muß den Auftrag so ausrichten, wie sie mir es befohlen hat,“ sagte der Portier, indem er seine Hand zurückzog.

„Sie sind gestern auf dem Opernballe gewesen?“

„Ja.“

„Sie hatten ein Rendez-vous auf diesem Balle?“

„Ja,“ antwortete Paul verwundert; „wer sagte Ihnen dies?“

„Unterbrechen Sie nicht meinen Examen; ich muß

darum bitten, damit Sie Alles verstehen, was ich Ihnen zu sagen habe."

„Nur schnell."

„Sie wissen noch nicht, wer die Person war, mit welcher Sie zusammentrafen?"

„Nein."

„Nun! mein Herr, es ist heute eine verschleierte Dame gekommen, welche mich ersucht hat, Ihnen dies zuzustellen, nachdem ich die Fragen an Sie gestellt habe, welche ich eben die Ehre hatte, an Sie zu richten."

Und in demselben Augenblicke überreichte Vater Fremy, stolz darauf, seinen Auftrag so schön ausgeführt zu haben, das fragliche Paket dem Maler.

Paul brach das Siegel auf und entfaltete das Papier. Es befand sich der Ring Diana's darin.

„Die Marquise de Lys!" rief er aus.

Und Paul versank in süße Träume, und indem er sich aller Umstände bei den Besuchen, welche er der Marquise abgestattet und des letzten Zusammentreffens auf dem Maskenballe erinnerte, sagte er:

„Diese Frau liebt mich, ich bin davon überzeugt. Warum sollte ich sie nicht lieben?"

Er gehorchte der ersten Regung seiner Eigenliebe,

wenn nicht gar der Stimme seines Herzens, nahm ein Blatt Papier und schrieb darauf: „Ja“.

Dann stand er auf und wollte diesen Brief selbst forttragen.

Durch wie geringe Umstände doch oft die wichtigsten Angelegenheiten des Lebens entschieden werden! Paul hatte den Brief, den er eben geschrieben, nur noch zu siegeln. Er nahm ein Zündhölzchen und näherte sich der Wand, um es daran zu streichen. Der Zufall wollte, daß dies eben an dem Platze geschah, wo Maximilian vor einigen Monaten folgende Worte, welche noch nicht verwischt waren, geschrieben hatte:

„Heute, den 15. September 1845, Abends 11 Uhr, haben zwei glückliche Liebende auf das Wohl ihres Wirthes getrunken.“

Paul blieb in Folge der Erinnerung, welche dieses Datum hervorrief, stehen.

Seine Blicke richteten sich nach einiger Zeit von der Wand und diesen Zeilen auf den Brief, welchen er in der Hand hielt. Das einzige Wort, welches er enthielt, war die Loosung für seine Zukunft, und ein dunkles Gefühl schien ihm zu sagen:

„Ueberlege wohl, was Du thust.“

Er nahm seinen Hut ab, setzte sich wieder, träumte

noch einige Augenblicke, und mit einer gewissen Feierlichkeit, welche der Mensch mit allen Handlungen, die er ohne einen andern Zeugen als sich selbst vollbringt, verbindet, zerriß er ungeachtet des Geständnisses der Marquise, welches noch in seinem Ohre tönte, den Brief, warf die einzelnen Stücke in's Feuer und schrieb einen andern, versiegelte ihn und gab ihn dem Vater Fremy mit der Weisung, ihn an seine Adresse zu befördern. Hierauf sagte er bei sich, indem er Vater Fremy nachschauete:

„Ich handle so klug. Es ist so viel besser, und sie selbst wird es mir einst Dank wissen."

Die Marquise, welche glaubte, daß dieser Brief das Wort enthalte, an welches die schönste Hoffnung ihres Lebens sich knüpfte, öffnete ihn mit einem Freudenschrei.

Aber plötzlich erblaßte sie wie eine Leiche.

Der Brief enthielt nämlich Folgendes:

„Ich hatte Ihnen eben nach dem ersten Rathschlusse meines Herzens geschrieben, als ich auf der Mauer meines Ateliers den Glückwunsch zufällig wieder las, den Sie und Maximilian Ihrem Wirthe am 15. September 1845 dargebracht haben.

„Mein erster Brief konnte nur Unglück bringen. Einen geringen Verdruß verursachte der andere."

Denselben Abend noch verreis'te Diana, wir brauchen wohl nicht zu sagen, mit welchen schmerzlichen Gefühlen.

Ein ganzes Jahr hindurch befand sie sich mit ihrem Ehemanne auf Reisen; sie sah Rom, Neapel, Venedig. Aber anstatt daß sich die Traurigkeit, welche sie aus Paris mitgenommen hatte, verringerte, so vermehrte sich dieselbe immer mehr. Sie glaubte dieselbe nur durch ihre Rückkehr beschwichtigen zu können.

Sie kehrte zurück.

Kaum war sie angekommen, als sie sich nach der Märtyrerstraße begab, ohne zu wissen, was sie dort thun wollte.

Vor dem Hause Pauls angelangt, war sie gezwungen, stehen zu bleiben, so sehr pochte ihr Herz. Dennoch trat sie ein.

Der Vater Fremy war immer noch Portier.

„Ist Herr Paul Aubry zu Hause?" frug sie den Alten, welcher sie aber nicht wieder erkannte.

„Herr Paul Aubry wohnt nicht mehr hier, Madame," antwortete er.

„Wo hält er sich denn auf?" frug Diana unruhig.

„Er ist auf einige Zeit nach Tours zu seiner Mutter verreis't, welche krank ist."

„Sein Atelier steht also leer?"

„Ja, Madame."

„Lassen Sie es mich sehen."

Diana durchschritt den Garten, wie sie so viele Male gethan hatte, und fühlte eine schreckliche Unruhe in ihrer Brust, als sie Pauls Zimmer leer und traurig wie ihr Herz sah.

Der erste Blick der Marquise fiel auf die Nische in der Wand, wo Maximilian die zwei Zeilen geschrieben hatte, welche seit einem Jahre sie so unglücklich gemacht hatten.

Sie befanden sich noch immer dort, und Diana's Blick blieb lange Zeit auf sie gerichtet, ein Umstand, welcher dem Vater Fremy keineswegs entging. Indem sich dieser der Wand näherte und diese Zeilen mit seiner Schürze wegwischte, sagte er:

„Alle diese Gegenstände muß ich nunmehr, da sie hier jetzt zu Nichts mehr nützen, wegnehmen."

„Wer weiß," dachte Madame de Lys, während sie den Portier die verschiedenen Inschriften auf den Wänden wegwischen sah, „welchen Wechsel mein Leben erfahren hätte, wenn dieser Mensch statt heute gleich den folgenden

Tag, wo sie geschrieben worden waren, diese Zeilen verwischt hätte. Bis jetzt hat Alles gut geendet, ein anderer Miethsmann wird dieses Atelier bewohnen, und nicht die geringste Spur wird von dem Vergehen, dessen ich mich schuldig gemacht, noch von dem Glücke, das ich genossen habe, übrig bleiben."

Die Marquise gab dem Vater Fremy ihre Börse, der Alte war höchst erstaunt über diese Freigebigkeit und grüßte Dianen noch, als sie bereits seit zehn Minuten aus dem Hause sich entfernt hatte.

Zwei Jahre waren seit der Rückkehr Diana's verflossen, und ihr Gesicht, dieses schöne Gesicht, des Studiums würdig, von welchem wir am Anfange dieser Erzählung sprachen, hatte jenen hinreißenden melancholischen Anstrich erhalten, welcher ein geheimes Leiden des Herzens ankündigt.

Eines Tages meldete man Maximilian bei ihr an. Der Baron verrieth durch seine Manieren und seine Toilette, daß er ein wahrer Diplomat war.

Diana reichte ihm mit affektirter Freundlichkeit die Hand und sprach mit ihm, wie mit einem Fremden, sie frug ihn nämlich nach den Ereignissen in seiner Familie und auf seinen Reisen. Der Graf und die Gräfin waren gestorben, und Maximilian, welcher nunmehr den

Grafentitel erhalten, hatte sich für die strenge Erziehung, welche er in seiner Jugend empfangen, herrlich entschädigt, indem er einen großen Theil seines Erbtheils verschwendete.

„Frau Marquise," sagte Maximilian, indem er sich Dianen näherte, deren Schönheit durch den angenehmen, melancholischen Ausdruck des Gesichts sehr gewonnen hatte, „erinnern Sie sich noch der Märtyrerstraße?"

Madame de Lys fühlte eine innere Freude bei der Erinnerung an eine verschwundene schöne Zeit, ein Lächeln schwebte auf ihren Lippen, schweigend schlug sie die Augen nieder.

„Wie! Sie haben sie vergessen?" fügte der Graf hinzu.

„Oh! nein," antwortete Diana mit einem Ausdrucke, welcher Maximilian irre leitete.

„Ich liebe Sie immer noch, Marquise."

„Eben so wie sonst?"

„Ja."

Madame de Lys konnte ein Lächeln nicht verbergen.

„Mein lieber Graf, Sie müssen Ihrer Liebe, wie heftig sie auch sein mag, nunmehr Lebewohl sagen."

„Warum?"

„Weil ich der Zeit entrückt bin, wo ich in der Liebe Zerstreuung suchte, ich weiß jetzt, daß die Liebe eine sehr ernste Angelegenheit des Herzens ist, welche in einem Augenblicke das ganze Leben einer Frau untergraben kann. Ich bin für unsere Zerstreuung härter bestraft worden, als sie es verdiente, und seit Ihrer Abreise habe ich mich um zehn Jahre verjüngt, bin jedoch um funfzig Jahre älter geworden. Ich habe geliebt."



Ende.



